
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



16. Jahrgang
2/2007

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Gerhard Becker, Gäns-gasse 2, 65375 Oestrich-Winkel

Wir sind ...

High-Tech aus Deutschland !

werner elektrotechnik ist zuverlässiger Partner für Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe, öffentliche Hand sowie Private.

Mit unserem motivierten und geschulten Mitarbeiter-Team liefern wir **Qualität und maßgeschneiderte technische Lösungen** im Rheingau-Taunus, Rhein-Main-Gebiet, bundes-, europa- und weltweit.

Für unsere Kunden ist es wichtig, dass sie sich auf unsere Kompetenzen, Flexibilität und Leistungsbereitschaft umfassend und aus einer Hand verlassen und vertrauen können.

- Elektroinstallationen, EIB-Gebäudetechnik & Programmierungen
- Einbruchmelde-, Schließ-, Zutrittskontroll- & Videoüberwachungssysteme
- Brandschutztechnische Anlagen & Brandmeldesysteme
- Licht- und beleuchtungstechnische Anlagen in- & outdoor
- Wärmepumpen, Elektroheizungen & Warmwasser, Photovoltaikanlagen
- ISDN-/TK-Anlagentechnik, VOIP-Systeme, GSM-Mobilfunktechnik
- Datennetzwerktechnik – Konzeption, Layout, Realisierung, Service
- PC-Hard- u. Software sowie Peripherie Lieferung und Implementierung
- Industrielle Daten-/Informations- und Automationstechnik
- SPS-Programmierungen, Steuer-, Meß- & Regeltechnik
- Kompensationsanlagen und Energiemanagementsysteme
- Energieverteiler, Schalt- und Steueranlagen – Planung & Realisierung
- Prüfeinrichtungen und Montageplätze sowie Sondermaschinen
- Kraft-/Nutzfahrzeug-Spezial-Umrüstungen & Ausrüstung

werner
elektrotechnik

elektrotechnik • datentechnik • technische systeme



Erbacher Straße 29 D-65343 Eltville am Rhein
Tel: +49 6123 9076-0 Fax: +49 6123 9076-31
werner-edt.com mail@werner-edt.com

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1.000.

Geschäftsführung: Wolfgang H. Ludwig

Rheinstraße 1, 65396 Walluf, Tel./Fax (0 61 23) 7 51 87

www.rheingauer-weinkonvent.de

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER

RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 150.

Geschäftsführung:

Dagmar Söder, Brückenstraße 6

65396 Walluf, Telefon (0 61 23) 7 49 13

www.rheingauer-heimatforschung.de

FREUNDKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl ca. 300.

Geschäftsführung:

Doris Moos, Rathausstr. 4, 65346 Eltville-Erbach,

Telefon (0 61 23) 60 52 88, Fax (0 61 23) 60 53 17

www.fk-kloster-eberbach.de

Redaktion und Bezug:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Gerhard Becker, Gänggasse 2,

65375 Oestrich-Winkel, Telefon (0 67 23) 26 58

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung und Auslieferung:

Druckerei Wurm GmbH

Im Rad 20, 65197 Wiesbaden

Telefon (06 11) 98 99 00; Telefax (06 11) 9 89 90 19

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 4,50 EURO

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 17,00 EURO

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Naspa Wiesbaden Kto.-Nr. 100 052 857

(BLZ 510 500 15)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 01. Februar fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Inhalt

Christian Labonte

Die Entwicklung des Rheingauer
Weinbaues im 20. Jahrhundert

2

Paul Claus

Persönlichkeiten der Weinkultur im Rheingau
Wegbegleiter von Christian Labonte

12

Robert Frank Schmidt

Meister Wilhelm und der Turmbau
zu Kiedrich

13

Eberhard Kümmerle

Gediegen Gold und Silber im Rheingau?

23

Buchbesprechungen

Peter Oppitz

„Das Geheimnis der Varusschlacht“

(Paul Claus)

Manfred Daunke

Die nassauisch-preußische Weinbau-
domäne im Rheingau

(Hans Reinhard Seeliger)

Förderkreis Weindorf Johannisberg

„Johannisberg im Rheingau –
Menschen, Bilder, Traditionen“

(Manfred Laufs)

28

Anschriften der Autoren

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim

Robert Frank Schmidt, Mühlberg 4, 65399 Kiedrich

Dr. Eberhard Kümmerle, Hauptstraße 67, 65347 Eltville-
Martinsthal

Die Entwicklung des Rheingauer Weinbaues im 20. Jahrhundert

Ein Zeitdokument – aufgeschrieben um 1975
Handschrift übertragen von Paul Claus



Abb. 1:
Christian
Labonte

Zum ersten Male während meiner Herbstferien, als ich vom Westerwald kommend Johannisberg besuchte, kam ich 1911 als Hilfe bei der Lese mit dem Rheingauer Weinbau in Berührung, und 1920–1922 war ich als Praktikant auf Schloß Johannisberg tätig, um nach einem viersemestrigen Studium in Bonn Poppelsdorf am 1. Sept. 1924 die Leitung der Domäne Schloß Johannisberg zu übernehmen. Nach meiner 43jährigen Tätigkeit dort stellt sich aus meinem Erleben und meiner Erinnerung heraus der Rheingauer Weinbau wie folgt dar: Um die Reben, die Bekämpfung der Krankheiten, die Rebenveredlung und die Neuanlagen von Weinbergen wurde nicht nur diskutiert, sondern es kam auch zu Handgreiflichkeiten den Reblauskommissionen gegenüber.

Die Schädlingsbekämpfung stand zwar nicht in ihren Anfängen, war aber außerordentlich beschwerlich und in bezug auf die Bekämpfungsmittel und ihre Anwendung nur bedingt wirksam.

Bodenbearbeitung und Düngung wurden mehr extensiv als den Notwendigkeiten entsprechend

gehandhabt, während Schneiden, Gerten und die Laubbehandlung gemäß langer Tradition meist sorgfältig und fachgerecht erfolgte.

Das gleiche kann man von den Erntearbeiten, dem Ertrag, der Kelterung und der Einkellerung sagen. Beim Ausbau der Weine gab es erste Anzeichen einer Wandlung vom allzu langen Faßausbau zu einer früheren Füllung und besserem Absatz. Die Winzergenossenschaften und Organisationen des Weinbaus gewannen nun mehr an Bedeutung und beschleunigten die positive Entwicklung, wobei die Hilfe vom Staat nicht zu vergessen ist. Wissenschaft und Lehre halfen der Praxis entscheidend in ihrer schwierigen Situation.

So ungefähr kann man die Lage um 1924 skizzieren und kommt außerdem nicht an der Erkenntnis vorbei, daß vieles bedingt war durch Ereignisse, die in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu registrieren sind. Hierbei spielt die Reblaus eine entscheidende Rolle, so daß ich mich zuerst und eingehend mit ihr befassen muß. Man möge mir verzeihen, wenn ich Bekanntes wiederhole. Die Reblaus kam mit bewurzelten oder Blind-Reben 1858–62 aus dem Osten der USA nach Südfrankreich und wurde zuerst 1865 festgestellt und soll innerhalb von zwei Jahrzehnten laut Weinlexikon von Schoonmaker 1 Million ha Reben in Frankreich vernichtet haben.

Schon 1874 fand man sie auf dem Weingut Annaberg bei Bonn, 1876 in Sachsenhausen bei Frankfurt am Main, 1881 im Ahrtal, 1890 in St. Goarshausen, 1896 in Lorch und 1910/11 in Johannisberg und Winkel und 1913 in Oestrich. Die Reblaus verursachte infolge ihres starken Auftretens die Reblausgesetze vom 6.3.1875 und

6.7.1904 mit vielen Ausführungsbestimmungen, z.B. die vom 1.2.1923 über die Verwendung und den Anbau von Pfropfreben. Von 1874–1917 hat die Reblaus das Deutsche Reich 25 Millionen Mark gekostet. Diese Summe resultiert sicher aus den in dieser Zeit unternommenen Versuchen, die Verbreitung der Reblaus zu verhindern durch die Finanzierung der sog. „Rebläuse“ (der Reblauskommissionen), die Vernichtung der aufgefundenen Herde und die Entschädigung der Winzer. Bei der Vernichtung im Kulturalverfahren konnte man die Reblaus nicht aufhalten und tötete nicht nur die Laus, sondern auch den Rebstock.

Schon bald gab es Versuche, auf reblaus-immune Amerikanerreben einheimische Reben aufzupfropfen. Bereits in den 1870er Jahren wurden auch an der Lehranstalt in Geisenheim Vorversuche eingeleitet. Rudolf Goethe, ab 1879 dort Direktor, nahm sich besonders dieser neuen Methode an, die innerhalb von 100 Jahren den Weinbau völlig verwandelte, die Erträge sicherte und sie in einem Maße steigerte, wie es vorher keiner für möglich gehalten hätte. Gerade die Ernteschwankungen waren es, die bis in die 1920er und 1930er Jahre hinein die Sorgen und Nöte des Weinbaus und des Winzerstandes verstärkten und charakteristisch für sie waren. Hierüber schreibt Dr. Weil (Weingutsbesitzer in Kiedrich) 1928 in dem Heftchen „Rheinlands Weine“, herausgegeben von dem Propagandaverband Preußischer Weinbaugebiete: „Am meisten von den Ernteschwankungen wird die Gruppe der Großwinzer mit einem Besitz von mehr als 4 ha betroffen, die mit eigenen Familienmitgliedern die Weinberge betreuen und ab und zu noch fremde Hilfe brauchen. Ihnen steht kein anderer Erwerbszweig offen und keine Reserven helfen die Sorgen erleichtern. Immer geringer wird hier der Aufwand für die eigene Person und oft sind Schwarzbrot, Kartoffeln und Kaffee die tägliche Hauptmahlzeit, da alles verfügbare Geld für Weinberge und Steuern aufgewandt werden mußte“. Ein Bild der Zeit, als die Maßnahmen gegen die Reblaus durch den Pfropfrebenanbau noch im Anfangsstadium und die Auswirkungen der Rebenselektion noch nicht spürbar waren; denn diese in Verbindung mit den immer größer werdenden Erfahrungen in der Rebenver-

edlung, in der Unterlagsfrage, in der Pflanzung veredelter Wurzelreben in größeren Abständen von Stock zu Stock und breiteren Zeilen brachte die entscheidende Entwicklung unseres Jahrhunderts.

Es erscheint mir aber doch notwendig, noch zwei Meinungen über die Reblaus zu zitieren, die ich einmal einer Schrift aus dem Jahre 1925 entnommen habe, von einem H. Repp bearbeitet, und zum anderen aus der franz. Literatur. H. Repp betitelt seine Schrift: „Die Reblaus und der Winzer“ und schreibt in der Einleitung folgendes:

Durch die für die Durchführungsarbeiten des Reblaus-Gesetzes vom Reich dafür eingesetzten Institute und Kommissionen, die mit einem ungeheuren Kostenaufwand arbeiten, gehen dem Staat Millionen verloren, die durch ihre Tätigkeit nicht mehr eingebracht werden können; die dafür aufgewandten Summen stehen aber in keinem Verhältnis zu den Schäden, die durch ihre Tätigkeit verhütet bzw. vermindert werden sollen. Nachdem die Grundlagen dieses Gesetzes illusorisch geworden sind, kann seine Anwendung nur als Härte empfunden werden. Verschärft wird diese Härte, weil die Entschädigung der Winzer für die durch die Anwendung des Gesetzes erlittenen Verluste ungenügend sind. Verteilt man die geringen Entschädigungssummen auf die der gesetzlichen Vernichtung folgenden Jahre ohne Ertragnis, ist einzusehen, daß der Winzer nicht mehr bestehen kann. Er muß verschulden, verarmen, um so sicherer, weil heute zu befürchten steht, daß die der Vernichtung folgende Neuanlage in 5, 7, 8 Jahren der Reblaus bzw. dem Gesetz oder einer versagenden Rekonstruktion zum Opfer fallen kann ... Die einwandfrei erwiesene Unsicherheit in dem Wiederaufbau auf amerikanischen Unterlagsreben, deren Ursachen man bisher noch nicht erkannt hat, läßt das Gespenst „Reblaus-Gesetz“ noch schrecklicher erscheinen, schrecklicher als die Reblaus, da man die Beweise für eine erfolgreiche natürliche Bekämpfung der Reblaus in der Hand hat ... Bis zum Ende des Jahres 1912 beliefen sich die Kosten, die das Deutsche Reich insgesamt nur für die Reblausangelegenheiten ausgegeben hat, auf bereits 24 Millionen Goldmark. Diese Kosten werden nicht vermindert durch die Ausführungs-

bestimmungen des Reblausgesetzes; die Schädlinge werden nicht vermehrt, weil keine Gesetze für sie bestehen, Sie werden nicht verhindert, wo solche bestehen; sie vermehren sich, weil sie nicht bekämpft werden.

Diese Stellungnahme ist zwar einseitig und pessimistisch, man muß sie aber aus der Zeit heraus sehen und erkennt dann leicht, wie ernst das Problem Reblaus 1925 noch war und wie besorgt ein wesentlicher Teil der Winzer ihre Situation betrachtete.

Ganz anders der Franzose. Ihm sind Rebe und Wein etwas Alltägliches, sie stehen aber über dem Alltäglichen, wenn er sich literarisch mit ihnen befaßt. Sie sind dann für ihn nicht mehr Materie, sondern gewinnen Leben und werden zu Individuen. In seiner ausdrucksvollen, eleganten Sprache findet er hierfür die rechten Worte. So schreibt unter dem Pseudonym Claude Bonvin der Autor Emile Vuillermoz in seinem Büchlein „Le Savoir Boire“ oder die Kunst des Trinkens, daß die Rebe niemals aufgehört habe, siegreich ihre Rechte und die Reinheit ihres Stils zu verteidigen. Er fährt dann fort: *„Nichts konnte bisher diese Diktatur, die sich in der ganzen Welt durchgesetzt hat, erschüttern. Die schlimmsten Überfälle konnten sie nicht in Gefahr bringen. Und gerade auf diesem Gebiet hat ein amerikanischer Staatsbürger kein ganz gutes Gewissen. Nicht ohne Scham höre ich hier von den schrecklichen Krankheiten, die beinahe die französischen Weinberge zugrunde gerichtet hätten; denn ich kann nicht vergessen, daß die Reblaus, der Oidium-Pilz, die Pflanzenfäule und der Mehltau z.B., diese tödlichen Feinde der Rebe, unselige Geschenke der Neuen Welt an die Alte Welt sind: Weil wir 1865 eine gewisse amerikanische Blattlaus und 1878 einen gewissen Pilz aus der Familie der Peronospora in die Gironde eingeschleppt haben, hat der französische Wein einen Teil seiner Qualität eingebüßt und wäre um ein Haar völlig von der Erdoberfläche verschwunden.“* Weiter unten fährt er fort: *„Diese Landpomeranzen, diese Einwanderer, diese Ausländer, um deren Qualität die Weinpressen Bordeaux und Burgunds Anstoß nehmen, haben nach und nach die Sprache des Landes erlernt. Von Jahr zu Jahr sind sie edler und französischer geworden. Die*

Veredlung und der Boden eroberten und verzauerten und verwandelten sie ... Die Natur erteilt auf diese Weise den armen Menschen eine schöne nützliche Lektion, indem sie die Schwäche der Brutalität und die Nichtigkeit des Rechts der Stärkeren zeigt.“

Bonvin sieht also hier den Sieg der einheimischen französischen Rebe und der französischen Erde. Wir meinen, daß hier das Böse gewollt und das Gute gezeugt wurde. Die Reblaus hat alle Gegenkräfte mobilisiert, und so kam es zu dem modernen Weinbau und so kam es auch, daß man der Reblaus mit einem geschnitzten Faßboden im Keller von Schloß Johannisberg ein Denkmal setzte. Man sieht den von der Reblaus besiegt stehenden Weinstock und daneben den reblausfreien Stock, den Stock, der die Reblaus besiegte. Die Anerkennung hat man ihr, der Reblaus, nicht versagt. Der Künstler (A. Haust) setzte ihr eine Krone auf und gab ihr ein Zepter in eins ihrer Füßchen. Das Kapitel Reblaus ist, wir wissen es, noch nicht abgeschlossen. Man kann sich aber nicht vorstellen, daß es noch einmal eine solche Rolle spielen wird wie in den zurückliegenden Jahrzehnten.



Abb. 2: Geschnitzter Faßboden zur Erinnerung an die Reblaus im Weinkeller des Schloß Johannisberg

Ganz bestimmt nicht abgeschlossen ist das Kapitel der Schädlingsbekämpfung, das mit seinen fungiziden und insektiziden Mitteln sowie technisch eine stürmische Entwicklung genommen hat. Die Krankheiten und tierischen Schädlinge des Rebstockes machen nach wie vor Sorge und erfordern große finanzielle Aufwendungen, wenn auch nicht mehr so große an Zeit und Arbeit. Hier ist man mit Hilfe der Technik innerhalb der letzten vier Jahrzehnte von der Hand- und Rückenspritze über das Spritzgestänge zu den motorischen Sprühgeräten und der Hubschrauberspritzung gekommen. Dabei hat sich das Streben nach größerer Zeilenbreite als sehr nützlich und notwendig erwiesen. Wozu man früher bei diesen Arbeiten Wochen brauchte, wird heute in Tagen, und was Tage brauchte, in Stunden erledigt. Die Chemiker der Herstellerfirmen halfen dabei in enger und fruchtbarer Zusammenarbeit mit Fachwissenschaftlern und führenden Praktikern. Gemeinsam waren und sind sie bestrebt, die zum Teil neu auftauchenden und ernsten Probleme, wie z. B. das Problem der für den Wein nachteiligen Rückstände, mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im In-

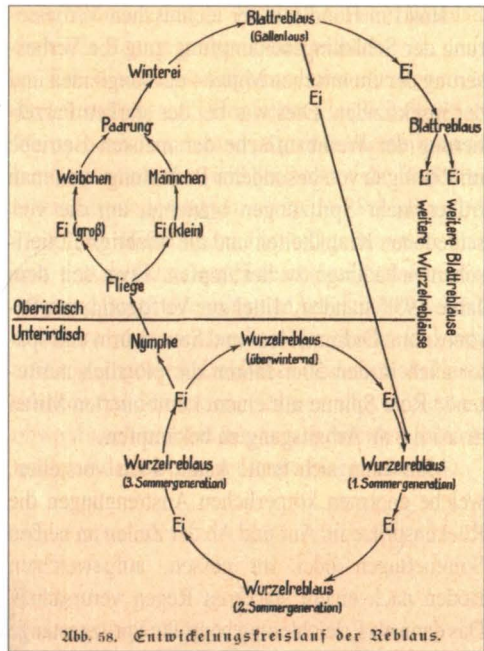


Abb. 58. Entwicklungskreislauf der Reblaus.

Abb. 4: Entwicklungskreislauf der Reblaus nach Dr. Karl Müller in: *Rebschädlinge und ihre neuzeitliche Bekämpfung*, 1922.



Abb. 3: Die Reblaus ist wieder da. Gallen auf der Blattunterseite. Aufn. in 2006.

teresse des deutschen Weinbaues und nicht zuletzt im Interesse des Weintrinkers in aller Welt zu lösen. Eine Folge dieser Entwicklung ist, daß der Rebschutz immer wieder intensiv beobachtet werden muß und vielleicht auch immer komplizierter wird. Aber er hat den Ertrag sicherer gemacht und damit zu der Steigerung der Durchschnittserträge geführt. Technisch scheint hier das Problem der Schädlingsbekämpfung gelöst zu sein, obgleich der Hubschrauber nicht der Weisheit letzter Schluß zu sein braucht. Ihm wird auch eine immer wieder vorgetragene umweltfeindliche und Randsiedlungen beeinträchtigende Eigenschaft im Zuge der notwendigen Spritzungen nachgesagt, was gelegentlich dort feststellbar ist, wo Wohnsiedlungen der Städte und Dörfer die Weinberge unmittelbar berühren und somit Menschen, Tiere und auch Pflanzen in den Hausgärten in Gefahr geraten, von den Sprühnebeln des Hubschraubers getroffen zu werden. Neuerdings bestehen Vorschriften, daß der Einsatz in einem Abstand von mindestens 50 m erfolgen muß.

Hand in Hand mit der technischen Verbesserung der Schädlingsbekämpfung ging die Verbesserung der chemischen Mittel – der fungiziden und der insektiziden. Dies war bei der starken Parzellierung der Weinbaufläche der meisten Betriebe im Rheingau von besonderer Bedeutung, weil man früher mehr Spritzungen brauchte, um die verschiedenen Krankheiten und die wichtigsten tierischen Schädlinge zu bekämpfen. Etwa seit dem Jahre 1939 standen Mittel zur Verfügung, um *Peronospora*, *Oidium*, Heu- und Sauerwurm und später auch in den 50er Jahren die plötzlich auftretende Rote Spinne mit einem kombinierten Mittel in einem Arbeitsgang zu bekämpfen.

Man kann sich heute kaum noch vorstellen, welche enormen körperlichen Anstrengungen die Rückenspritze im Auf und Ab der Zeilen an heißen Sommertagen oder im nassen, aufgeweichten Boden nach einem stärkeren Regen verursachte. Das dann als Erleichterung begrüßte Spritzgestänge würde heute als eine tragbare Lösung abgelehnt.

Erwähnenswert ist noch, daß in den 30er und 40er Jahren sehr viele Spritzbrühenossenschaften entstanden, die sich mit der Spritzbrühenbereitung befaßten und für die jeweilige Spritzung fachgerecht zubereitete Brühen abgaben und damit die

mehr oder weniger behelfsmäßig hergerichteten Anlagen der Winzer und Weingüter überflüssig machten. Sie arbeiten auch heute noch und werden meist von den örtlichen Genossenschaften betreut.

Sehr viel und oft entscheidend zu den Spritzern der letzten Jahrzehnte hat der Rebschutzdienst beim Weinbauamt Eltville beigetragen, der durch seine örtlichen Beobachter draußen im Weinberg und durch seine Rundschreiben zur frist- und fachgerechten Schädlingsbekämpfung aufrief.

Ob die Züchtung uns einmal gegen Krankheiten und Schädlinge resistente Sorten beschert wird, ist unwahrscheinlich, und so muß der Rheingauer Weinbau sicher auch im letzten Viertel dieses Jahrhunderts mit diesen Gefahren leben und kann nur noch auf bessere Mittel und Methoden hoffen, deren Wirkung und Auswirkung sich lediglich auf den Rebstock mit seinen Trieben und Trauben beschränkt und die Umwelt in Ruhe läßt.

Mit Claude Bonvin könnte man auch das *Oidium* und die *Peronospora* als Einwanderer bezeichnen. Ersteres kam bereits 1845 aus Amerika, aber schon 1851 bedrohte es den gesamten europäischen Weinbau, während 1878 die mit reblauswiderstandsfähigen Reben aus Amerika eingeschleppte *Peronospora* zum ersten Male beobachtet wurde und sich so schnell ausbreitete, daß sie 1882 in fast allen deutschen Weinbaugebieten auftrat.

Die von ihr verursachten Lederbeeren hat man erstmals 1906 bei uns in Deutschland beobachtet. Bei der in den letzten 50 und besonders in den letzten 25 Jahren festzustellenden Entwicklung sehe ich einen besonderen Sicherheitsfaktor, der es kaum oder mit Gewißheit nicht mehr zuläßt, daß es Ernteschwankungen gibt, die in ungünstigen Jahren wie 1916 kaum 20 Liter auf den Morgen erbrachten gegenüber heutigen Höchsterten von 2000 und mehr Litern.



Abb. 5: Bei der Schädlingsbekämpfung war das Spritzgestänge eine vorübergehende Erleichterung.

In den 20er Jahren unseres Jahrhunderts hatte sich in der Bodenbearbeitung gegenüber dem Jahrhundert vorher kaum etwas geändert. Der Karst als 2 Zinker, 3 Zinker und Brückenkarst hielt mit den Händen und der Muskelkraft des Winzers und Hofmannes die Weinberge recht und schlecht sauber und recht und schlecht locker. Langsam begann der von einigen fortschrittlichen Winzern bereits benutzte Pflug sich größere Flächen zu erobern und wurde auch von den größeren Gütern, die sich zunächst zurückgehalten hatten, benutzt. Die Angst, daß er das Wurzelwerk der Stöcke verletze, erwies sich als unbegründet. Im Gegenteil, der Stock nahm es nicht übel und reagierte durch freudigeres Wachstum, was auch dadurch bedingt war, daß das konkurrierende Unkraut zurückgedrängt wurde und der Boden meist locker und durchlüftet dalag. Der Ochse als Zugtier war in den Weinbergen seltener zu sehen und für diese Arbeit auch nicht recht geeignet. Heute ist er im Rheingau total ausgestorben, während das Pferd noch hier und da zu sehen ist, aber auch schon Seltenheitswert besitzt. Ende der 20er Jahre wurde von der Firma Clemens noch die Motorseilwinde konstruiert und entwickelt, und damit eroberte der Pflug auch die Steilhänge und ersetzte mehr und mehr die Handarbeit. Bei den Steilhängen löste die Pflugarbeit ein anders Problem aus, nämlich das der Erosion, der Abschwemmungen bei starken Niederschlägen. Man ist hier bemüht, durch andere Konstruktionen zu einer besseren und vorteilhafteren Bodenbearbeitung zu kommen, die u.a. die Gefahr der Erosion vermindert.

Mit der Bodenbearbeitung im engen Zusammenhang steht die Düngung. Hier kann man von einer grundsätzlichen Entwicklung vielleicht nur insofern sprechen, als die Düngung mit Stallmist weitgehend durch andere Humusdünger ersetzt worden ist, soweit man überhaupt mineralische Dünger verwendet. Im übrigen sind die Kühe als Mistlieferanten fast vollständig aus dem Rheingau

verschwunden und die Kuhställe in dem Weinbau dienende Räume umgewandelt worden.

Die Weinbergsanlage hat durch die Rebe und die Umstellung auf Pfropfreben eine Wandlung erfahren, der Stockabstand ist größer, die Zeilen sind breiter geworden, so daß der Traktor die Bodenbearbeitung und weithin auch die Schädlingsbekämpfung übernommen hat und damit wesentlich und entscheidend zur Erleichterung, Intensivierung und Beschleunigung der Arbeit beiträgt. Neuerdings wird er sogar mehr und mehr für die Laubarbeiten eingesetzt. Geblieben sind noch als Handarbeiten das Schneiden, Gerten und Auspflücken, obwohl auch hier bis hin zum Schneiden Erleichterungen dank besserer Geräte eingetreten sind.



Abb. 6: Weinlese 1976 am Märzackerweg unterhalb von Schloß Johannisberg.

Die Ernte wird wie eh und je mit meist jugendlichen und weiblichen Arbeitskräften durchgeführt. Eine Entwicklung zeichnet sich insofern ab, als man bereits versuchsweise Erntemaschinen eingesetzt hat. Das Ergebnis war unbefriedigend und wird es sicher noch lange Zeit wenigstens bei uns bleiben. In den Hängen und in den guten Lagen wird u.a. eine zu befürchtende Qualitätsminderung die umsichtige und fleißige Leserin nicht ersetzen können. Transport und Kelterung der Trauben haben sich stark gewandelt, was mit eine Folge der stark gestiegenen Ernten ist. Die alten Holzkeltern stehen nur noch in den Museen und als Erinnerung und Zierstücke in den Winzerhöfen oder auf Dorfplätzen. Den Mostertrag gibt Graf Matuschka in seinem Aufsatz „Der Weinbau“

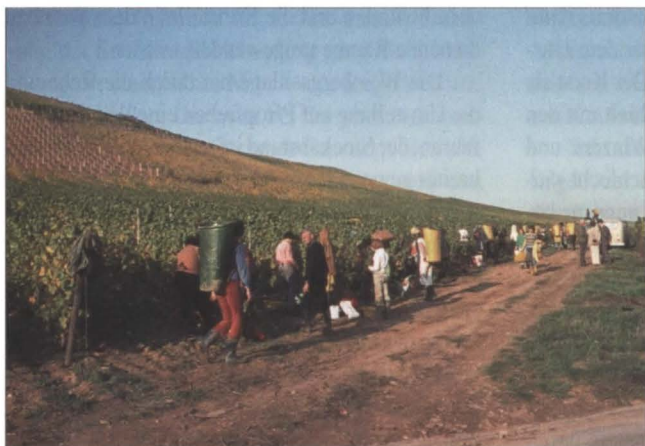


Abb. 7: Weinlese 1976 mit vielen Leserinnen und Lesern im Rheingau.

in dem Buch „75 Jahre Rheingau“ (Rheingau-Kreis) für die Jahre 1885–1894 mit 36.180 hl und 1950–1959 mit 95 200 hl im Durchschnitt der Jahre an. Einen äußerst geringen Ertrag gab es im Jahre 1898 mit nur 6 696 hl. Wenn man diesen Zahlen die Höchsterten von 240 000 hl in einigen der letzten Jahre gegenüberstellt, wird die positive Entwicklung des Rheingauer Weinbaues im 20. Jahrhundert besonders deutlich und überzeugend.

Ich behaupte, daß an dieser Entwicklung die Reblaus schuld ist, die uns zu einem modernen Weinbau gezwungen hat.

Größere Ernten verlangen größere Lagermöglichkeiten, und so begann in den 50er Jahren der Tank das Faß aus vielen Kellern zu verdrängen, so daß es mit wenigen Ausnahmen heute nur noch auf alten Bildern zu sehen und in alten Liedern von ihm zu hören ist. In der Kellerbehandlung der Weine begannen Ende der 20er Jahre Bemühungen und Versuche, den oft etwas trockenen und herb ausgerichteten Weinen ein feineres, eleganteres Kleid anzuziehen und den jugendlichen Wein mit seinen jugendlichen Eigenschaften auf die Flasche zu bringen. Feinheiten des Charakters, Duft und Firne sollten dem Weinkenner durch den Flaschenausbau geboten werden, so daß beiden, den Freunden jugendfrischer und den Freunden ausgebauter, charaktervolle Weine, gedient werden konnte.

Die Weinprämierungen unterstützen im Rheingau besonders nach dem letzten Kriege und

in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts die Bemühungen um die Hebung der Qualität. Der Rheingauer Weinbauverein (heute Weinbauverband) begann damit 1948 in Hattenheim und erst 1952 war die 2. Prämierung durch die Landwirtschaftskammer Hessen-Nassau beim Weinbauamt in Eltville. 1953 wurden 44 Weine zur Prämierung angemeldet, und dies steigerte sich mit jährlich wechselnden Zahlen bis 470 Proben 1972, also auf mehr als das Zehnfache und bedingt durch das gute Jahr 1971.

Nach Auflösung der Kammer übernahm der Hess. Minister für Landwirtschaft und Forsten (heute Umwelt) die Durchführung der Prämierung. Erfreulich ist die immer stärkere Beteiligung der mittleren und kleineren Winzerbetriebe, die besonders das Streben nach höherer Qualität erkennen läßt. Es scheint auch, daß das neue, seit dem 19.07.1971 inkraft befindliche Weingesetz neue Akzente für die Gewinnung höherer Qualität gesetzt hat. Endgültige Aussagen darüber lassen sich noch nicht machen, da neue Sorten die alten verdrängen können und eine weitere Ausdehnung der Weinbergsfläche nicht ausgeschlossen ist. Prädikatsweine und Preise könnten hierfür ein Anstoß sein.

Neuzeitliche Kellerbehandlung, Prämierung, Festliche Weinproben und wenn man will auch die Feste um den Wein schaffen neue Voraussetzungen für den Absatz der Weine und die Konsumsteigerung. Viele frühere Absatzwege verloren ihre Bedeutung. Über den Trauben- und Mostverkauf, der auch heute hier und da getätigt wird, über den Faßausbau zum freihändigen Verkauf der Faßweine oder über die Versteigerung bis zur Flaschenfüllung und dem Verkauf in Flaschen über vielerlei Wege bis hin zu der beachtlichen Gruppe von Selbstvermarktern war ein weiter Weg, den auch die vielen Winzergenossenschaften des Rheingaus gingen.

In den letzten Jahren des vorigen und den ersten dieses Jahrhunderts wurden in den meisten



Abb. 8: Weinberge am Rüdesheimer Berg vor der Flurbereinigung.

Gemeinden des Rheingaus Winzergenossenschaften gegründet, von denen heute noch 15 bestehen, wozu die Gebietswinzergenossenschaft RHG. e.G. GmbH Eltville kommt. Diese Genossenschaften stellen einen bedeutenden Faktor in der Erfassung, der Verwertung und der Qualitätssteigerung dar, was erst jüngst bei dem 75jährigen Jubiläum des Winzervereins Rauenthal zum Ausdruck kam.

Eine ähnliche Bedeutung kommt dem früheren Rheingauer Weinbauverein, dem jetzigen Rheingauer Weinbauverband zu, der die zeitgemäßen Forderungen der Winzer und des Weinbaus an den zuständigen Stellen vertreten hat und in den letzten Jahren unter sachkundiger Führung des neuen Geschäftsführers eine erfreuliche Entwicklung genommen hat. Erntedank der Rheingauer Winzer im Kloster Eberbach, der Rheingauer Weinkonvent und die örtlichen Zusammenkünfte

der Winzer dürfen bei der Entwicklung des Rheingauer Weinbaus im 20. Jahrhundert nicht vergessen werden. Es sei auch noch des Staates gedacht, der mit Hilfe des Bundes die Flurbereinigung in den umlegungswilligen Gemeinden gefördert hat.

Die Flurbereinigung hat hier in vielen Gemarkungen wirtschaftlichere Verhältnisse geschaffen und zur weiteren Entwicklung beigetragen. Rund 2 000 ha sind nach einem Aufsatz von Konrad

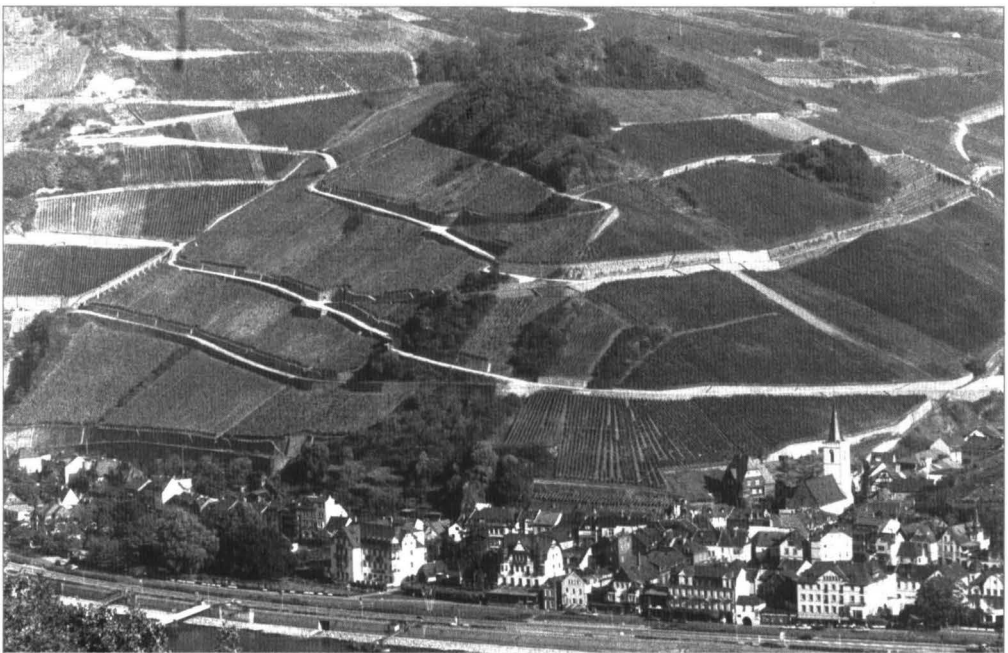


Abb. 9: Der Assmannshäuser Höllenberg nach der Flurbereinigung.

Bender in 13 Gemeinden (mit Eibingen) zur Zeit flurbereinigt oder noch im Verfahren, die sicher in absehbarer Zeit zum Abschluß kommen. Und weiter geht es mit Teilumlegungen in Kiedrich, Lorch, Rüdesheim, während Mittelheim, Oestrich und Eibingen vollständig bereinigt wurden. Neue Voraussetzungen brachte das Flurbereinigungs-gesetz vom 14.07.1953, die sich nun voll auswirkten und auswirken in den Gemeinden Rüdesheim, Geisenheim, Hallgarten und Johannisberg, wobei letztere voll bereinigt ist. Breitere Wege – sehr umstritten – asphaltiert oder zementiert, das Schleifen von Zwischenmauern, größere Parzellen, Korrekturen von Hangneigungen und vor allem Wasserführungen waren und sind die begrüßungswerten Folgen. Auf der Hand liegende Vorteile wurden leider nicht rechtzeitig erkannt oder von einigen wenigen so negativ beurteilt, daß es schwierig und meist unmöglich war, einen positiven Mehrheitsbeschuß der Beteiligten in vielen Gemeinden zu erreichen. In einer finanziell, arbeitswirtschaftlich sowie für die Unternehmen und Behörden günstigeren Zeit wären einige Gemarkungen mehr und auch sehr viel billiger bereinigt. Ob die, die zu be-

quem waren, und die, die mit ihren Scheinargumenten die Mehrheit gegen die Flurbereinigung mobilisierten, wenigstens heute ihr Versäumnis und ihre Fehler erkennen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls haben sich die Schwierigkeiten nach allen Richtungen gehäuft, so daß heute langwieriger, teurer und sicher nicht mehr allen Wünschen entsprechend gearbeitet werden muß.

Bei der Aufzählung der Hauptfaktoren, die den Rheingauer Weinbau seit über 70 Jahren beeinflussen, soll insbesondere der Tätigkeit der wissenschaftlichen Dozenten und Assistenten der Lehr- und Forschungsanstalt (jetzt Forschungsanstalt und Fachhochschule) Geisenheim von Beginn und besonders in unserem 20. Jahrhundert gedacht werden sowie der belehrenden, beratenden und erzieherischen Tätigkeit der Fachlehrer und Techniker der im Jahre 1923 ins Leben gerufenen Weinbauschule Eltville, der bis 1971 ein Lehr- und Versuchsweingut angeschlossen war. Was von beiden Instituten für den Rheingauer Weinbau geleistet wurde, kommt in den Schriften zum Ausdruck, die anlässlich des 100jährigen Jubiläums von Geisenheim und des 50jährigen von Eltville herausgegeben wurden. Wissenschaft und Lehre haben mit der Praxis zusammen den wesentlichsten Anteil an der zu verzeichnenden positiven Entwicklung. Mittel und Methoden wurden gesucht, gefunden, erforscht und gelehrt, um der Feinde des Weinbaues Herr zu werden, die Arbeit des Winzers zu erleichtern, den Ertrag zu sichern, die Qualität des Weines zu heben, ihn marktgerecht anzubieten und ihm neue Freunde zu gewinnen. Das ist mit einer Steigerung des Durchschnittskonsums in der Bundesrepublik von unter 10 Litern auf über 20 Liter pro Kopf gelungen.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, einen Überblick zu geben über die Hauptfaktoren, welche die Entwicklung unseres Weinbaus beeinflussten, und über die Auswirkungen, die sie zur Folge hatten. Wir sind also viele Wege gegangen, haben einige Wege verlassen, die früher gegangen wurden und die für uns noch in Erinnerung sind. Aber ein Weg sei noch erwähnt, der jüngste, der ausgebaut wurde und der von unseren Gästen und Weinfreunden befahren und besser noch erwandert werden



Abb. 10: Ein 1975 geschnitzter Faßboden erinnert an den Abschluß der Flurbereinigung in Johannisberg.



Abb. 11: Die Rheingauer Riesling-Route mit Riesling-Pfad, nach der Eröffnung 1973.

möge: „Die Rheingauer Riesling-Route“. Sie ist wohlüberlegt, gut beschildert und schon mit markanten Weinprobierständen ausgestattet. Der Rheingauer Winzer sollte sie nutzen und dem Weinwanderer seine Erzeugnisse anbieten, denn Wanderer, wenn sie wandern oder wallfahren, werden auf der Weinroute Weine wählen, welche wohlgefallen und vieles Weh wegspülen.

Sie kann aber auch für viele der Anruf sein, denn: „die Rheingauer Riesling-Route“ ruft Rastlose und Ratlose zur Reise zum Rhein, rät den rasigen Riesling richtig zu rühmen.

Und nun zum Abschluß. In der Rheingauer Wein- und Geschichtsschronik, von einem 1823 verstorbenen Klostergeistlichen geschrieben und von einem Rheingauer Laienbruder bis zum Jahr

1848 fortgeführt, las ich vom Jahr 1834 folgendes: „Es regnet wahrhaft für den Weinproduzenten Gold und Silber. Die Bauern (Winzer) waren übermütig und stolz.“

Wir haben qualitativ und quantitativ befriedigende Jahre hinter uns Aber einen Grund, übermütig zu sein, haben wir nicht. Übermut tut selten gut. Aber ein wenig stolz zu sein auf die Entwicklung des Rheingauer Weinbaues im 20. Jahrhundert wird uns niemand verübeln.

Bildnachweis:

Außer Abbildung Nr. 4 wurden alle Aufnahmen von Paul Claus zur Verfügung gestellt.

Persönlichkeiten der Weinkultur im Rheingau – Wegbegleiter von Christian Labonte

Domänenrat Christian Labonte hatte in seinem beruflichen Leben viele Wegbegleiter. Anlässlich des 85. Geburtstages im Jahr 1987 von Otto Troitzsch, Weingutsbesitzer und langjähriger Vorsitzender des Winzervereins in Lorch, ergab sich die Gelegenheit, alte Erfahrungen auszutauschen.

Zur Gratulation hatten sich Christian Labonte (*18.09.1899) und Prof. Gerhard Troost (*18.01.1906) sowie der Berichtersteller eingefunden, der auch das folgende Bild fertigen konnte.



Von links nach rechts: Otto Troitzsch, Christian Labonte, Gerhard Troost

Weitere Wegbegleiter sind:

Richard Graf Matuschka Greiffenclau, Reg. Rat und Weingutsbesitzer. *11.05.1893 in Wiesbaden, †19.01.1975 auf Schloss Vollrads. Von 1925–1933 und 1946–1963 Präsident des Rheingauer Weinbauverbandes. Von 1948–1964 war er Präsident des Deutschen Weinbauverbandes.

Rudolf Wilhelm Gareis, Domänen direktor. *10.06.1877 in Hengersberg in Bayern, †25.03.1963. Von 1913–1918 war er Direktor der Lehranstalt in Veitshöchheim, 1918–1949 leitete er als Direktor die staatlichen Domänenweingüter im Rheingau.

Gerhard Troost, Professor und Institutsleiter. *18.11.1906 in Trier, †13.05.1999 in Geisenheim. 1931–1939 war Troost Mitarbeiter bei der wissenschaftl. Abteilung für Rebenveredlung in Geisenheim. 1939 wurde er Lehrer für Kellerwirtschaft. Anfang der 60er Jahre übernahm er die Leitung des Instituts für Kellerwirtschaft, eine Aufgabe, die er als Wissenschaftler wie auch als Pädagoge und Berater mit großem Erfolg wahrnahm.

Eberhard Ritter und Edler von Oetinger, Weingutsbesitzer (Maximilianshof in Erbach). *03.04.1916, †07.04.1995. Seit 1954 war Oetinger ein begehrter Leiter von festlichen Weinproben. Erfolgreich war er von 1961–1994 als Auktionator bei den Weinversteigerungen in Kloster Eberbach.

Meister Wilhelm und der Turmbau zu Kiedrich

Vorwort

Als hervorragendes Beispiel der mittelrheinischen Spätgotik wird der Kirchenbezirk in Kiedrich seit dem 19. Jahrhundert ausführlich literarisch gewürdigt. Der außerordentliche Schauwert verführte jedoch die meisten Verfasser der bisher publizierten Aufsätze zu einer ästhetischen Sichtweise bei weitgehender Vernachlässigung der technischen Details.

Nicht nur in Kiedrich erfolgten aus dem Wunschdenken der Kunsthistoriker heraus Zuschreibungen an bekannte Baumeisterpersönlichkeiten, ohne daß wirkliche Beweise für diese Hypothesen erbracht wurden.

In Verbindung dieser Sichtweise mit der kritiklosen Übernahme nicht belegter Theorien werden aus Vermutungen Tatsachen; und so ist in Kiedrich eine Baugeschichte entstanden, die in zahlreichen Details der Revision bedarf. Aus diesen Gründen soll der Versuch unternommen werden, die wirklichen Quellen zu werten, bislang nicht gewürdigte Sachverhalte zu berücksichtigen und besonders die Baugeschichte bis in unser Jahrhundert fortzuführen, um auch die Zutaten der letzten beiden Jahrhunderte erkennbar werden zu lassen.

Die Kiedricher *Blüte der mittelrheinischen Spätgotik* kann nicht ohne ihre Wurzeln betrachtet werden, weshalb zunächst Person und Funktion des Werkmeisters, seiner Steinmetze und ihrer Zeichen sowie Organisation und Technik einer solchen Baustelle erläutert werden müssen. Auch zu diesen Themenbereichen sind bereits zahlreiche teils erschöpfende, teils immer noch wertvolle

Arbeiten erschienen, die im Anhang aufgeführt werden. Da durch die Ausbreitung der sozialen, technischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der Rahmen dieses Aufsatzes über den Kiedricher Kirchenbau gesprengt würde, sollen nur die für das Verständnis unabdingbaren Quellen und Fakten erörtert werden. Gleichwohl dürfen die Randthemen nicht unangesprochen bleiben, hat doch die akademisch-kunsthistorische Betrachtungsweise von Steinmetzarbeiten mangels Verständnisses der genannten Aspekte zu Wortschöpfungen geführt, die in diesem Zusammenhang nicht weiter Verwendung finden sollten.

So sind z.B. die Begriffe *Mainzer Schule* oder *Frankfurter Schule* in Bezug auf Steinmetzarbeiten und Kirchenbau des 14. und 15. Jahrhunderts wenig zutreffend, da die Steinmetzen der Gotik ihre Zusammenschlüsse freier Meister selbst als *Hütte* bezeichneten, etymologisch abzuleiten von *huten*. Damit ist nicht die *Werkstatt* gemeint, sondern das *huten des Hüttengeheimnisses* um das „Ausziehen aus dem gerechten Grund“, womit das Zeichnen und Entwerfen gemäß festgelegten Proportionen aus Quadratur und Triangulatur gemeint sind. Obwohl die erhaltenen Hüttenordnungen für Deutschland erst seit 1459 überliefert sind, ist ihre Gültigkeit für die gesamte Epoche der Gotik anzunehmen. Sämtliche Ordnungen verboten es dem Meister, Parlier oder Gesellen ausdrücklich, jemanden in theoretischen Dingen zu unterrichten, *der sich Steinwercks sin Tage nit gebrucht hat*, also nicht die traditionelle Ausbildung erfahren hatte.

Innerhalb der Hütte gab es keine „Schüler“. Eine klare Hierarchie regelte den Arbeitsablauf

Der Turm zu Kiedrich

und die Ausbildung. Die Zahl der *Lerknechte* oder Diener pro Meister war stark beschränkt. Nach 4–5 Lehrjahren *am rauhen Stein*, d.h. Maurer- oder Versetzarbeiten, durfte der Knecht sich *Steinmetz* nennen, wurde zum Gesellen ernannt und erhielt sein Zeichen, das zu ändern ihm nicht erlaubt war; lediglich als Meister durfte er es mit einem Schild versehen.

Daraufhin hatte der Geselle mindestens ein Jahr zu wandern, gewissermaßen als Vorbereitung auf den häufigen Wechsel des Wohnorts im weiteren Leben.

Sprach der Geselle während dieser Zeit der Wanderschaft in einer Bauhütte vor, so wurde nach festgelegtem Ritual geprüft, ob er ein rechtschaffener Geselle sei; keinesfalls wurde er jedoch in *Kunst* eingeweiht. Erst nach Abschluß der Wanderzeit konnte der Geselle für etwa zwei Jahre als „*Kunstdiener*“ oder „*Meisterknecht*“ theoretisches Wissen wie Reißtechnik und Entwurfslehre erwerben sowie *Laubwerk und bildnus* arbeiten.

Das Amt des Parliers, d.h. des stellvertretenden Werkmeisters in der Hütte, durfte der Kunstdiener erst übernehmen, wenn seine Kenntnisse eine Gefährdung des Baus ausschlossen.

Wer *Meysterey* betreiben, d.h. *einem Bau vorstehen* wollte und dies bislang noch nicht getan hatte, der sollte *zwehn bewehrte meister haben, die für ihn sprechen, das er dem werk mag vorsten ... , aber mer so soll kein Meister kein werk aufnehmen, er habe das vor beweist an der Erbeyt.* (BOOZ, S. 21).

Aus allen erhaltenen Quellen ist abzulesen, daß das theoretische Wissen nur den Meistern zugänglich war und bis zum Ende der Gotik gehütet wurde. Erst RORICZER, SCHMUTTERMAYER und später LORENZ LACHER brachten es zu Papier, als die Macht der Haupthütten zu schwinden begann und mit dem Erstarken des Bürgerwillens und dem Nachlassen der gotischen Bautätigkeit der Beginn der Neuzeit eingeleitet wurde.

Der Begriff der „Schule“ legt die Vorstellung nahe, das Wissen der gotischen Baumeister sei für Schüler zugänglich gewesen; auf die praxisorientierte Ausbildung des gotischen Baumeisters trifft er jedoch nicht zu.

Nach Abschluß der Bauarbeiten am südlichen Seitenschiff gegen Mitte des 14. Jahrhunderts ruhte die Bautätigkeit in Kiedrich für einige Jahrzehnte.

Das südliche Seitenschiff endet, wie von STAAB schlüssig nachgewiesen, mit dem zweiten Joch von Westen an einer Westwand. Ob diese noch romanisch war oder zeitgleich mit dem Seitenschiff erstellt wurde, wird zukünftigen Untersuchungen zur Klärung vorbehalten sein. Der Versatz im Schildbogenprofil dieses Jochs sowie die abweichende Profilierung des zeitgleich mit dem Turmneubau errichteten westlichen Maßwerkfensters lassen die Anfügung dieses Jochs als wahrscheinlich annehmen.

Daß der Turmbau ohne Plan begonnen wurde, ist unwahrscheinlich, ebenso wie die von ZAUN erstellte und seither übernommene These, das Portal sei nachträglich eingefügt.

Wie auch am bisherigen Bau trotz einer jahrzehntelangen Bauzeit, trotz Wechsel der Baumeister und Steinmetzen an einem ursprünglichen Plan festgehalten wurde, der trotz Abwandlung der Schmuckformen zu einer relativ einheitlichen dreischiffigen Hallenkirche führte, so ist auch für den nun projektierten Turmbau vor Wiederaufnahme der Bautätigkeit nach jahrelanger Pause das Anwerben eines fähigen Werkmeisters gesetzt sowie der Ankauf eines Risses für den geplanten Bau, d.h. eines gemäß den Baumeisterbräuchen der Zeit aus Grundriss und Ansicht bestehenden Bauplans, der natürlich auch als Kernstück das Westportal beinhaltet.

BOOZ weist in seiner ausgezeichneten Arbeit über die gotischen Baumeister und ihre Planungsmethodik zwingend nach, daß diese Vorgehensweise nicht nur von den Alten, d.h. den Baumeistern der hochgotischen Kathedralen, tradiert, sondern auch für die Nachfolger am Bau verbindlich war. Die Hüttenordnung der Haupthütte Straßburg von 1439 sagt hierzu in Artikel 2: *Herr, wenn ein jeglich Meister ein Werk verdinget und ein Visierunge (einen Riß) dazu gibt, wie das werden soll; dem Werk soll er nit abbrechen an der Visierunge, sunder er soll es machen, wie er die Visierunge den Herrn, Stette oder im Lande gezeigt hett, also daß es net geschwechet werde.* (BOOZ, S. 32).

Der den Turmplan entwerfende Meister ist ein erfahrener Mann des 14. Jahrhunderts. Der Turm ist der romanischen Tradition des Mainzer Doms verpflichtet. Nicht nur die Oberflächenbearbeitung, sondern auch die blockhafte Gliederung mit Ecklisenen und dem nur zaghaft von den *Junkern von Prag*, den Parlern und ihrem Umkreis, übernommenen Spitzbogenfries zeigen eine – vielleicht dem Wunsch des Bauherrn entsprechende – konservative Haltung. Die im Entwurf enthaltenen Elemente des Maßwerks, welche fälschlicherweise der *Frankfurter Schule* zugeschrieben werden, hat der Zeichner des Plans in 3 km Entfernung in Kloster Eberbach vor Augen am Grabmal des Erzbischofs Gerlach von Nassau aus dem Werkstattkreis um Köln, Marburg und Erfurt des 14. Jahrhunderts. Dies ist vor allem der dem Fenstermaßwerk aufgelegte Rundstab im großen Westfenster sowie im westlichen Erdgeschoßfenster des südlichen Seitenschiffs, dazu kommen die vorgelegten Rundsäulchen mit Blattbuckelkapitellen, denn wie der Meister im Westfenster nur zaghaft den französischen Flamboyant-Stil akzeptiert, so bleibt er auch im Entwurf des Portals zurückgewendet auf Bewährtes.

Ein weiteres, bewußt von „den Alten“ übernommenes Gliederungselement ist die Anordnung der Turmfenster über dem Prachtfenster des 1. Obergeschosses in zunehmender Anzahl der Fensterbahnen. Besonders interessant sind die auf jeder Seite verschiedenen Couronnements der Zwillingsfenster des 3. Obergeschosses: Nach Süden ist im Maßwerk ein Segmentbogen quer eingespannt, wie er auch am Baldachin des Nassauer Grabmals in Eberbach zu finden ist. Die entstehenden Zwickel sind mit streng geometrischen Fischblasen gefüllt.

Nach Norden und Westen ist der Spitzbogen über den beiden von Dreipässen geschlossenen Fensterbahnen mit einem kreisförmigen Maßwerk gefüllt, nach Norden mit einem Zweischneus, nach der Schauseite im Westen mit einem Dreipass, wie er sich besonders häufig an parlerischen Werkplätzen findet, so in Prag, Ulm, Schwäbisch Gmünd und Köln in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Diese Reihe wird von dem im 19. Jahrhundert hinzugefügten 4. Obergeschoß zwar folgerichtig fortgeführt mit dreibahnigen Fenstern, diese erscheinen jedoch zu schmal und stehen gemeinsam mit

der regelmäßigen kümmerlichen Eckquaderung in keinem Zusammenhang mit dem Turm des Meisters aus dem Umkreis der Parler.

Technische Beschreibung: Das Mauerwerk des Turms ist aus grünlichem Serezit-Gneis aus einem Kiedricher Bruch errichtet. Als Mörtel wurde ein quarziger gelber Sand, vermutlich aus der heutigen Weinbergslage *Sandgrub*, sowie ton- und mergelhaltiger Tertiärkalk entweder aus der heutigen Weinbergslage *Albus* oder aus einem nahe gelegenen Kalkbruch auf der gegenüberliegenden Rheinseite verwendet. Als Werkstein für die Verstärkungsbögen der Turmvorhalle, die Westfassade des unteren Doppelgeschosses sowie die Eckquaderung, für Maßwerk und Gesimse bis zur Oberkante des zweiten Doppelgeschosses wurde ein feinkörniger, rot-gelblich gebänderter Mainsandstein mit hohem Quarzanteil und zahlreichen Tongallen verbaut, wie er in den Steinbrüchen bei Miltenberg am Main gewonnen wurde.

Lediglich am Trumeau (Portal-Mittelpfeiler), den seitlichen Säulen und Fialen sowie wenigen anderen schlanken, aufstrebenden Werkstücken wurde das Sandsteinmaterial entgegen der Sedimentationsrichtung verbaut, sonst wurde der Stein konsequent *auf Druck* versetzt, d.h. in Sedimentationsrichtung und somit an senkrechten Flächen mit der witterungsbeständigsten Seite als Ansicht.

Die dichtesten Rohblöcke wurden für Profilarbeiten und Ornamentik ausgewählt, solche mit hohem Tongallenanteil fanden als Flächenquader Anwendung, wobei zu beobachten ist, daß die größten Quader im Erdgeschoß keine Zangenlöcher besitzen, d.h. mittels Hebeisen und Rollen versetzt wurden, während die geringeren Schichthöhen ab Brusthöhe mittels Kran- und Versetzzeuge an ihren Platz gehoben wurden. Die Tragkraft dieses Krans scheint eine Tonne nicht überschritten zu haben.

Der sorgfältige Fugenschnitt mit max. 1 cm Fugendicke zeugt von optimaler Ausnutzung des kostbaren Materials, welches durch die unterschiedliche Dicke der am Werkplatz angelieferten Rohtafeln bei sparsamster Aufteilung die unterschiedlichsten Schichthöhen ergab. Ein der neugotischen Auffassung des 19. Jahrhunderts entsprechendes Fugenschnitt mit gleich hohen Schichten

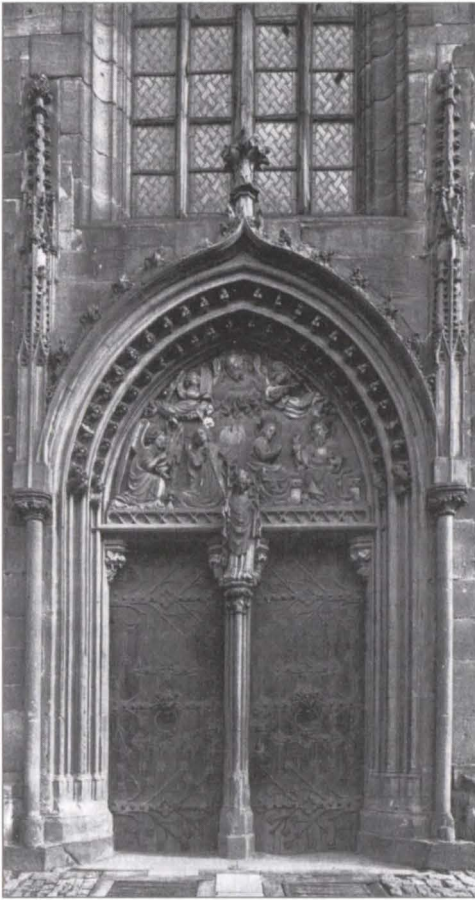


Abb. 1: Kiedrich, Pfarrkirche, Westportal vor der letzten „Restaurierung“

ohne kleinere Füllquader war nicht vorgesehen. Gerade diese historische Sichtweise hat angesichts des sich aus dem technischen Ablauf ergebenden lebhaften Fugenbildes um das Hauptportal bei ZAUN und EINSINGBACH bis heute zur Annahme geführt, das Portal sei nachträglich eingefügt, wodurch man die Entstehungszeit auch in die Nähe Madern Gertheners biegen konnte. Diese Annahme ist abwegig. Ein Vergleich mit den eindeutig früheren Teilen des Baus, besonders den Fenstern des nördlichen Seitenschiffs, der Quaderung der Nordwestecke sowie der Quaderung der Pfeilerecken des Vorgängerturms in der Turmhalle, zeigt klar einen völlig neuen Bagedanken. Die älteren Teile sind gezeichnet durch karge Verwendung von Werkstein, z.T. senkrecht stehenden

Sedimentationsschichten, und – mit Ausnahme einiger Konsolen – provinzielle Gestaltung. Der neue Turmbau wird wesentlich höheren Ansprüchen gerecht und das Portal hebt die Bedeutung der Kirche weit über die einer Dorfkirche hinaus.

Turmfront und Portal wurden gleichzeitig nach vorhandener „Visierung“ (Werkzeichnung) aufgeführt. Das Portal wurde wie die Flächenquaderung vor dem Versetzen auf dem Werkplatz fertiggestellt. Die unterschiedlichen Schichthöhen wurden beim Versetzen an den Stoßfugen zwischen Portal und Wandfläche mit kleinen Füllquadern ausgeglichen.

Beweise hierfür erschließen sich erst bei genauer Betrachtung. Zunächst sind die Steinmetzzeichen zu beachten. Erstmals treten hier die Steinmetzen Nr. 4 und 5 auf.

Diese Steinmetzzeichen finden sich an den nachträglich zur Verstärkung eingezogenen Rundbogendurchgängen in der Turmhalle sowie auf den Flächen der Turmfassade der beiden unteren Geschosse.

Nr. 4 findet sich jedoch auch in Augenhöhe versteckt hinter der linken Rundsäule auf einem Stein des Portals.

Portal und Fassade wurden also von der gleichen, neu eingerichteten *fabrica* ausgeführt. Daß sie auch gleichzeitig versetzt wurden, zeigt der Stein über der linken Portalsäule. Der ca. 800 Kilo schwere Quader, der einerseits den unteren Teil

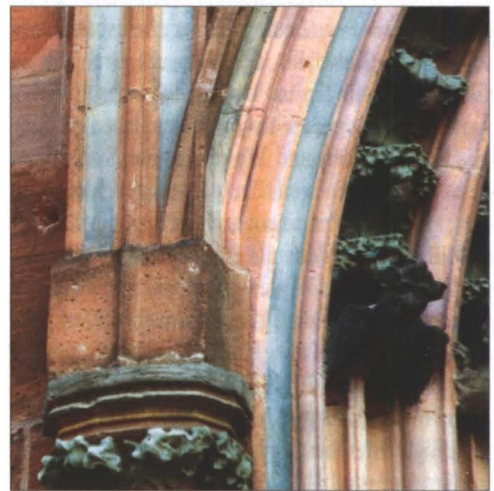


Abb. 2: Quader über der linken Portalsäule

der Fiale mit Spitzbogenanfang, Krabben und zwei Fabeltieren darstellt, bindet mit seiner anderen Hälfte soweit in die Fassade ein, daß er nicht nachträglich eingefügt sein kann.

Der Abgleich der unterschiedlichen Schichthöhen der beiden Seiten des Portals findet erst über dem Portal statt, da der Fugenschnitt nicht im Entwurfsplan vorgegeben war, sondern sich nach dem zur Verfügung stehenden Material richtete. Hieraus folgt, daß die Datierung des Portals 1410-20 korrigiert werden muß. EINSINGBACH kommt aufgrund dieser Datierung wie einige andere zu dem Schluß, daß hier das Südportal des Frankfurter Doms und sein Erbauer Madern Gerthener stilprägend waren. Dies ist nicht nachvollziehbar, da der Frankfurter Domturm erst 1415, der Kiedricher Turm – wie auch EINSINGBACH erkennt – jedoch schon vor 1400 begonnen wurde. Auch sind keinerlei spezielle Merkmale der *Frankfurter Bauhütte* wie Rippenverschneidungen im Schlußstein, Eselsrücken etc. erkennbar. Nicht zuletzt das Tympanon weist in eine ganz andere Richtung.

Das Portal besitzt keineswegs einen Kielbogen, wie mancher bei oberflächlicher Betrachtung zu erkennen meint, sondern einen sogar relativ gedrückten Spitzbogen mit seitlichen Fialen auf vorgelagerten Säulen, durchweg eine Form aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Nur die äußere krabbenbesetzte Kaffgesimsverdachung des Spitzbogens schwingt unter der bekrönenden doppelten Kreuzblume leicht nach oben. Ein Zwickel entsteht nicht.

Die gleiche Form findet sich z.B. als Mittelnische der unteren Arkade des Altarretabels von Marienstatt/Westerwald, datiert um 1360, als Wandgrab des Erzbischofs Kuno von Falkenstein († 1388) in St. Kastor in Koblenz sowie am Altar von Altenberg von 1334.



Abb. 3: Wandgrab des Erzbischofs Kuno von Falkenstein (†1388) Koblenz, St. Kastor

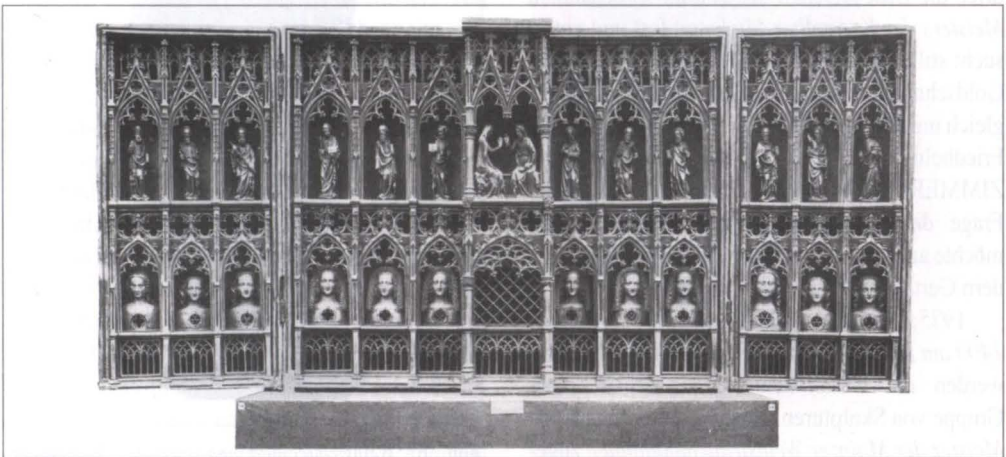


Abb.4: Altar der Zisterzienserabteikirche Marienstatt, von 1360

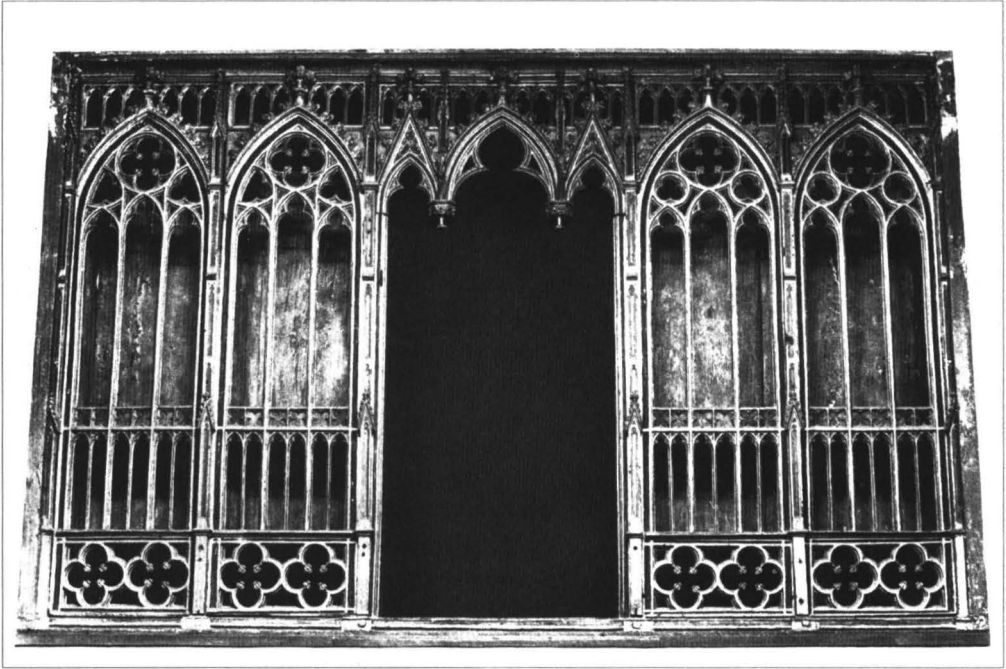


Abb. 5: Schrein des Altenburger Altars, 1334

Die Entstehung des Kiedricher Portals um 1390-1400 erscheint im Vergleich mit diesen Beispielen wesentlich wahrscheinlicher, und nicht zuletzt das Tympanon und sein Meister sprechen dafür.

Bereits 1924 stellt EVA ZIMMERMANN-DEISSLER in ihrem Aufsatz: *Vier Meister mittelhheinischer Plastik* (erschienen im *Staedel-Jahrbuch*), für das Tympanon des Westportals in Kiedrich die Urheberschaft des von ihr so benannten *Meisters der Karmeliter-Madonna* fest und untersucht stilkritisch seinen dekorativen, im Detail an Goldschmiedearbeiten erinnernden Stil im Vergleich mit drei anderen Meistern der Zeit um 1400. Friedhelm Wilhelm Fischer kennt die Arbeit von ZIMMERMANN-DEISSLER, legt sich in der Frage des Tympanons jedoch nicht fest und möchte am Kiedricher Turm den Einfluss von Modern Gerthener feststellen.

1975, anlässlich der *Ausstellung Kunst um 1400 am Mittelrhein* im Liebieghaus in Frankfurt, werden die Zusammenhänge innerhalb einer Gruppe von Skulpturen, die dem nun sogenannten *Meister der Mainzer Weinstrauchmadonnen* zugeschrieben werden, erneut bestätigt. Zu seinen Wer-



Abb. 6: Weinstrauchmadonna aus der Karmeliterkirche, Mainz, um 1390

ken gehören neben der berühmten Mainzer Karmeliter-Madonna (1395) und dem Kiedricher Portal-Tympanon folgende zwischen 1390 und 1410 entstandene Arbeiten:

- Die Madonna von Haus Korbgrasse 5 (1405) in Mainz, eine etwas verkleinerte (110 cm hohe), leicht abgewandelte Kopie der Karmeliter-Madonna (151 cm) im Mittelrheinischen Landesmuseum in Mainz.
- Die Madonna über dem Eingang des Pfarrhauses in Marienborn (1854 erbaut).
- Ein Hl. Jakobus, Stadel Inv. Nr. 586, 63,5 cm hoch, angeblich aus Mainz, im Liebieghaus in Frankfurt.
- Ein Johannes der Täufer, ähnlich dem Jakobus, angeblich aus dem Rheingau, im Landesmuseum in Darmstadt.
- Ein Martinsrelief im Mainzer Domkreuzgang über dem Eingang zum Kapitelsaal (um 1400).
- Das Grabmal des Erzbischofs Adolf I. von Nassau († 1390) im Mainzer Dom.
- Das vorgenannte Grabmal des Kuno von Falkenstein († 1388) in der Koblenzer Kastorkirche.
- Zwei weitere Figuren im Landesmuseum in Darmstadt sowie im Museum der Stadt Amberg sind ältere Abgüsse der Korbgrassen-Madonna, wie FRITZ ARENS anlässlich der Ausstellung *Die Parler und der schöne Stil* in Köln 1980 nachwies.
- Eine wunderschöne Arbeit in Holz, wohl ein Spätwerk, stellt die thronende Mutter Gottes von Ockenheim bei Bingen dar, welche (anlässlich einer Besichtigung durch den Verfasser) von Ockenheimer Bürgern erstaunlicherweise als Kiedricher Madonna bezeichnet wurde.

Sämtliche Werke des *Meisters der Karmeliter-Madonna* sind in der Komposition an Buchmaleereien und Elfenbeinschnitzereien des ausgehenden 14. Jahrhunderts orientiert, eigentümlich naiv in der anatomischen Darstellung, dabei jedoch von starkem Ausdruck durch die charaktervolle, feine Ausführung der Köpfe und die kostbare Gestaltung der Details. Die Darstellung von Gottvater im Kiedricher Tympanon ist mit dem Besten dieser Epoche vergleichbar und ähnelt z.B. auf frappierende Weise einem Kopf vom *Schönen Brunnen* in Nürnberg im Germanischen Nationalmuseum.

Auch die Gesichter seiner Engel- und Christusknaben ähneln einander stark in seinen verschiedenen Werken und bezaubern durch ihren lebhaften, frischen Ausdruck. Der Stil des *Meisters der Karmeliter-Madonna* ist stark kölnisch geprägt, wie in der großen Ähnlichkeit seiner Marienköpfe mit Kölner Reliquienbüsten erkennbar, dabei jedoch eigenständig und eine wichtige Vorstufe zum sogenannten *Weichen Stil*.

Am Kiedricher Westportal sind neben dem *Meister der Karmeliter-Madonna* zwei bis drei weitere Hände feststellbar: Während der Hl. Valentin von einem parlerisch beeinflussten Bildhauer stammt, sind die das Tympanon tragenden Kopfkonsolen nur im Gedanken parlerisch, in der Ausführung jedoch derb und steinmetzmäßig.

Gerade diese krassen Unterschiede im Niveau der Bildhauerarbeiten sind jedoch ein oft an Parler-Bauten auftretendes Merkmal und lassen erkennen, wie hier verschiedene Handwerkskulturen miteinander verschmelzen, nämlich mainzisch-konservative Bauart mit Kölner und Prager parlerischem Formgut. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch eine der Gewölbekonso-

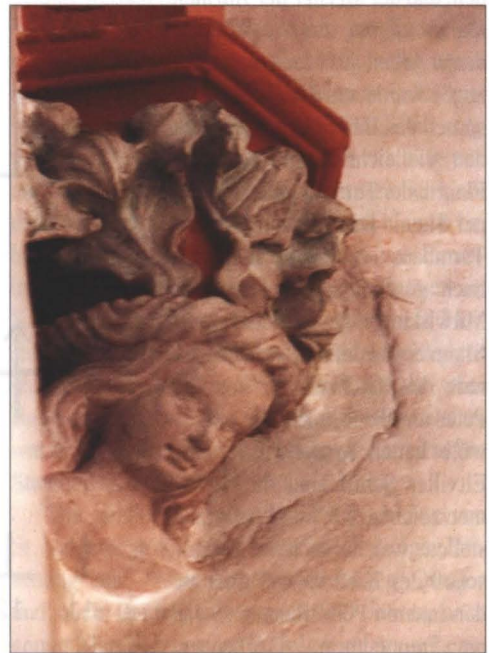


Abb. 7: Turmobergeschoss, Frauenbüste, um 1400

len im ersten Obergeschoß des Turms, eine Frauenbüste, die als kleine Schwester der Kölner und Ulmer Parler-Büsten gesehen werden muß. Der Einfluß der sogenannten *Frankfurter Schule* des Madern Gerthener ist am Kiedricher Turmbau nicht erkennbar, da es sich um verschiedene Generationen handelt. Ähnlichkeiten in der Ausprägung einiger Details sind darauf zurückzuführen, daß Gerthener ebenfalls aus dem Formenschatz der Parler geschöpft hat.

Leider sind die Bildhauerarbeiten des Kiedricher Kirchturms zeittypisch nicht mit Steinmetzzeichen versehen, da sie wohl nicht gegen Stücklohn angefertigt wurden wie Quader und Profile, so daß es hier beim stilkritischen Vergleich bleiben muß. Auch ist das Tympanon die einzige Arbeit des Meisters am Bau, sämtliche Arbeiten der Bauhütte stehen ihm nach, und auch wenn die vorgenannten Frauenbüste eine reizvolle Arbeit des vielleicht begabtesten Bildhauers der Bauhütte darstellt, so erreicht sie doch nicht die Höhe des Tympanons.

Es kann angenommen werden, daß der *Meister der Karmeliter-Madonna* zur Ausführung dieser Arbeit aus Mainz herangezogen wurde, um dem hohen Anspruch des Baus gerecht zu werden, vielleicht stammt auch der Planriß der Turmfassade von seiner Hand. Die Ausführung des Turmbaus lag jedoch in parlerisch geschulten Händen unter Mitwirkung der Eltviller und Mainzer Bauhütten, welche gerade das Kirchenschiff von St. Peter und Paul in Eltville eingewölbt hatten. An den Pfeilern im Eltviller Schiff sind die Steinmetzzeichen 1,2,3 und 6 festzustellen, welche auch im Erdgeschoß des Kiedricher Turms an den inneren Portalflanken sowie am Treppenturm zu erkennen sind.

Die Herkunft dieser Zeichen bedarf noch der Klärung, da sie außer 6 weder in Ulm, Köln, Bern noch Straßburg verzeichnet sind und in Freiburg der Nachlaß des Dombaumeisters PAUL BOOZ noch auf Bearbeitung wartet.

Das Zeichen Nr. 5 in Kiedrich im Erdgeschoß des Turms ist ebenfalls nicht sicher zuzuordnen. Am Mainzer Dom kommen lt. KAUTZSCH/NEEB sehr ähnliche Zeichen vor, so daß man ihre Ausbildung in der Dombauhütte annehmen kann. Interessanter ist das Zeichen Nr. 4, welches an Kirchenbauten in Köln und Straßburg, Armsheim und Alzey und besonders in Eltville und Kiedrich bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts vorkommt. Es gehört in den Umkreis der Eseler von Alzey. Im Erdgeschoß der Kiedricher Turmfassade taucht es zum ersten Mal auf – wohl als Gesellenzeichen. Das Zeichen des Werkmeisters scheint jedoch Nr. 6 zu sein, der aus Ulm stammt und somit di-

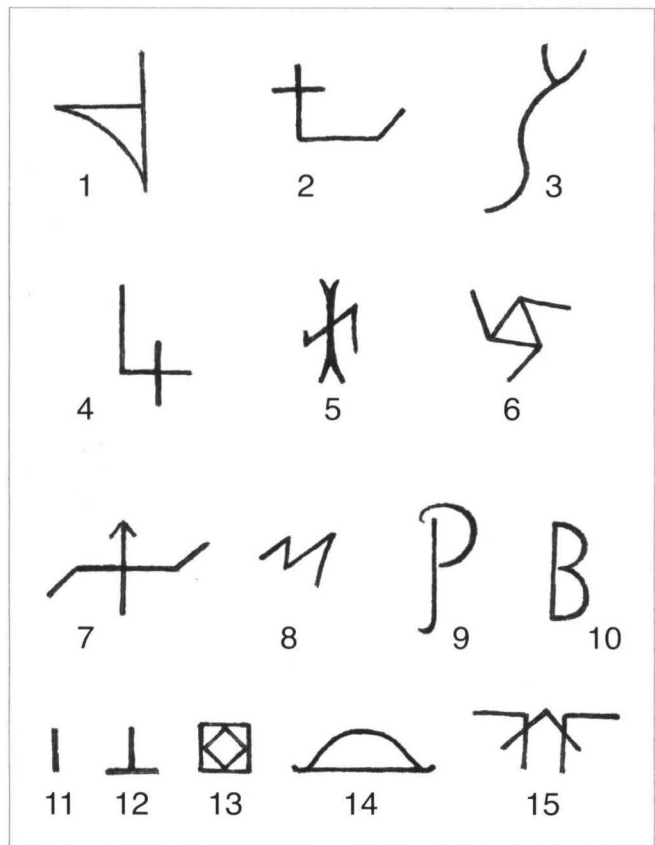


Abb. 8: Steinmetzzeichen

rekt unter den Parlern am größten Turmbauprojekt der Epoche seine Ausbildung erfahren hat. In Eltville hatte er noch mit mehreren Ulmer Steinmetzen die Pfeiler und Gewölbe der Pfarrkirche ausgeführt und begann zum letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts den Pfarrturm von St. Dionysius und St. Valentin in Kiedrich, welcher von etwa einem halben Dutzend Steinhauern in einem Zug wohl innerhalb von zehn Jahren bis zur Traufe oberhalb des 4. Geschosses errichtet werden konnte.

Außer den Steinhauern wurden zur Ausführung noch 3–4 Maurer sowie etwa zwei Dutzend Zimmerleute, Handlanger und Schmiede benötigt für Gerüstbau, Materialtransport und das Schärfen der Werkzeuge. Es ist also anzunehmen, daß der Turm um 1415 längst fertiggestellt war, weshalb er nicht dem Einflußbereich des Frankfurter Domburms zugerechnet werden kann. Auch der im Frankfurter Empfehlungsschreiben für Hans Flücke von Ingelheim von Philips von Hoenstein erwähnte Meister Wilhelm, welcher um 1470 verstarb, kann, wenn man ihn mit 4 gleichsetzte (dem einzigen Zeichen am Turm, das auch am Chor wieder auftaucht), bestenfalls Lehrknecht oder junger Geselle gewesen sein. Eine maßgebliche Stellung in der Bauhütte oder gar eine Zuschreibung der reifen Arbeiten des Mainzer Meisters der Karmeliter-Madonna an seine Person sind jedoch völlig unwahrscheinlich.

Meister Wilhelm ist nur in dem angeführten Schreiben greifbar, an anderer Stelle ist er nicht festzustellen. Der Chorbau in Kiedrich fällt in seine Lebensspanne, seine Mitwirkung ist naheliegend, ebenso jedoch auch seine Beteiligung am Turmbau in Eltville, denn die Kiedricher Steinmetzzeichen kommen dort ebenso vor.

Wer jedoch in Kiedrich nicht nachweisbar ist, ist Hans Flücke von Ingelheim. Nichts anderes sagt ja auch das Empfehlungsschreiben: *Es hetten auch dye Bumeystere (von Kiedrich) denselben Meyster Hanse nach abgange meyster Wilhelms gern zu einem wergmann uffgenommen, dann daß der die zyt nyt binnen Landes und nyemants wischte, wo er was (1476)*.

Die Behauptung, Hans von Ingelheim sei unter Wilhelm am Chor in Kiedrich tätig gewe-

sen, wie die gängige Baugeschichte behauptet, ist freie Erfindung und durch nichts zu belegen. Vermutlich haben sich die beiden am Turmbau in Eltville kennengelernt, doch auch das ist Spekulation.

Ablesbar aus dem Empfehlungsschreiben ist lediglich, daß Wilhelm ausdrücklich nicht die bereits in Eltville tätig gewesene Sippe der Eseler von Alzey empfiehlt, sich also in Konkurrenz zu ihr befindet. Dennoch kann er nicht verhindern, daß die bedeutenden Aufträge der Einwölbung und Aufstockung des Langhauses und des Chors nach seinem Tod an die Eseler fallen, welche gerade zu dieser Zeit die Einwölbung von St. Georg in Dinkelsbühl fertigstellen und über genügend hoch spezialisierte Fachkräfte für eine solche Aufgabe verfügen. Die Steinmetzzeichen belegen, daß die Eselerschen Steinmetze von Dinkelsbühl und Nördlingen über Erbach, Rauenthal und Kiedrich weitergezogen sind nach Schwäbisch Gmünd, um die dort beim Einsturz der Gewölbe entstandene Lücke wieder zu schließen.

Doch dies ist eine andere Geschichte, die im großen und ganzen durch Fakten und Steinmetzzeichen belegbar ist, in ihren Details jedoch noch geklärt werden muß.

Wer im Gegensatz zur bisherigen Lesart garantiert nichts mit dem Kiedricher Gewölbe zu tun hat, ist Jakob von Landshut, der zwar in Herrnsheim und Straßburg tätig war, wie FISCHER richtig feststellt, jedoch nie in Kiedrich, wie aufgrund der Verwechslung seines Steinmetzzeichens mit dem des Kiedricher Gewölbemeisters hierauf behauptet wurde. Auch Hans Stetheimer von Landshut wird nur aufgrund einiger Gewölbeformen am Kiedricher Bau zitiert. Der 1432 verstorbene Meister ist lediglich insoweit an den fünfzig Jahre später entstandenen Gewölben beteiligt, als seine Bauwerke zu dieser Zeit bereits allgemein bekannt waren und seine Gewölbeformen gewissermaßen Standards darstellten.

Die genaue Klärung der Baugeschichte von St. Valentin in Kiedrich bedarf noch einiger Forschung und erstaunlicherweise bieten Quellen und auch Bauten selbst nach 500 Jahren noch genug Material, um der Wahrheit relativ nahezu kommen.

Anliegend einige Steinmetzzeichen:

- 1-6 Turm außen und innen, EG
- 7-10 Einzelne Zeichen am Turm außen, 1.-3. OG
- 11-14 Langhauspfeiler innen, EG
- 15 Jakob von Landshut, kommt in Kiedrich nicht vor.

Literatur

- Admonter Hüttenbuch 1482. Steiermärkisches Landesarchiv, Graz, Handschrift 1532
- BECK, Beeh, Bredekamp (Hrsg.): Kunst um 1400 am Mittelrhein. Frankfurt 1975
- BOOZ, Paul: Der Baumeister der Gotik, München 1956
- DEHIO, Georg: Handbücher der deutschen Kunstdenkmäler. München
- EINSINGBACH, Wolfgang: Rheinische Kunststätten, Heft 152, 1977
- FISCHER, Friedhelm Wilhelm: Die spätgotische Kirchenbaukunst am Mittelrhein 1410–1520. Heidelberg 1962
- FRIEDRICH, Karl: Die Steinbearbeitung. Augsburg 1932
- HUBEL, SCHULLER: Der Dom zu Regensburg, Regensburg 1959
- KAUTSCH, NEEB: Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Mainz. Darmstadt 1919
- KIESLINGER, Alois: Die Steine von St. Stephan. Wien 1949.
- KLEMM, Alfred und Max BACH: Die Steinmetzzeichen des Münsters. Ulmer Münsterblätter 1880

- KOEPP, H.: Die gotischen Planrisse der Wiener Sammlungen. Wien 1969
- KUSCHE, Hubert: Die Steinmetzzeichen des Kölner Doms. Kölner Domblatt 16/17. 1959
- LACHER; Lorenz: Meinem Sohn Moritz zur Unterweisung, Heidelberg 1516
- LEGNER, Anton (Hrsg.): Die Parler und der schöne Stil. Köln 1978
- LERGEN, Werner: Die Sippe der Eseler. Darmstadt 1940.
- MÜNSTERBAUHÜTTE HEILIG KREUZ, Schwäbisch Gmünd: Dokumentation der Steinmetzzeichen (handschriftlich)
- RORICZER, Mathes: Wimpergbüchlein etc., 1486
- SCHMUTTERMAYER: Fialenbüchlein, ca. 1490
- STAAB, Josef: St. Valentinuskirche 1493-1993, Eltville 1993
- VIERLING, August: Die Steinmetzzeichen der kath. Stadtkirche St. Oswald in Buchen. Buchen 1988
- ZAUN, J.: Geschichte des Ortes und der Pfarrei Kiedrich, Wiesbaden 1879
- ZIMMERMANN-DEISSLER, Eva: 4 Meister mittelrheinischer Plastik um 1400. Frankfurt 1924
- ZÜLCH, Walther Karl: Frankfurter Künstler 1223–1700. Frankfurt 1935

Bildnachweis

- Abb.1: Landeskonservator von Hessen, Biebrich
- Abb. 2., 5. und 6: Verfasser
- Abb. 3. und 4: Rainer Palm, Köln
- Abb. 3: Bildarchiv Foto Marburg
- Abb. 7: H. Schmidt-Glassner, Stuttgart
- Abb. 3., 4. und 7: aus dem Ausstellungskatalog „Kunst um 1400 am Mittelrhein“, Frankfurt 1975

Gediegen Gold und Silber im Rheingau?

Bei geologischen Untersuchungen im Gelände wird man grundsätzlich gefragt, ob man Gold suche. Da drängt sich irgendwann der Gedanke auf, ob es etwa auch bei uns im Rheingau natürliches Gold gibt, zumal solches im Umland von Wiesbaden, wengleich nur in Spuren, tatsächlich gefunden wurde. Im Jahre 1897 wurden dort sogar zwei Bergwerksfelder auf Gold verliehen: „Carthaus“ bei Medenbach und „Gottvertrauen“ bei Kloppenheim. Das Gold fand sich in Quarzgängen und Quarzlinsen im Tonschiefer (Phyllit), meist in Verbindung mit Schwefelkies.

Zwischen 1899 und 1901 ging dort ein gewisser Bergbau um, wegen zu geringer Ergiebigkeit waren es eigentlich nur aufwendige Schürf- und Erschließungsarbeiten.

Das goldverdächtige Gebiet wurde dann wieder zwischen 1993 und 1996 für die ICE-Trasse Frankfurt a.M. – Köln abgebohrt, und Bohrproben untersuchte man auf Gold. Es fanden sich wahrlich nur Spuren davon, 3–9 ppb (parts per billion), d.h. 3–9 Gramm in 1000 t Gestein.¹

Für den Rheingau gibt es nun einige, wengleich recht merkwürdige Hinweise auf das Vorkommen von Gold. Auf einer Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte 1842 in Mainz bemerkte der Arzt Dr. med. P.J. Gergens², dass am südlichen Fuß des Taunus bei Geisenheim auf einem Quarzgang früher Bergbau auf Gold betrieben worden sei.

In einem Promemoria von Professor Johann Friedrich von Pfeiffer³ von 1783, in dem er „unterirdische Produkte des Rheingaus“ nennt, wird vom Fund einer drusenartigen Masse berichtet, die wenigstens pro Zentner ein Loth⁴ Gold enthalte.

Der „Amtskeller“ Bender bemerkt in einem Schreiben vom 29. April 1773, ein Johann August Wilhelm von Bergen habe im Eltviller Wald „ohnweit Schlangenbad ein uraltes Werck, die Gold-Grube genannt, wieder aufgerämet und verschiedene gute Ertz daraus genohmen“.⁵

1935 will der Unternehmer Alms bei Schlangenbad südlich der Marxhütte⁶ bei der Suche nach Eisen- und Manganerz Spuren von Gold entdeckt haben, und oberhalb Wambach fand er angeblich Spuren von Silber.⁷ Derartige Angaben wurden nicht selten gemacht, um aufwendige Suchaktionen und Aufschlussarbeiten lohnend erscheinen zu lassen oder um das Einverständnis der Obrigkeit zu deren Fortsetzung oder Zuschüsse von Geldgebern zu erhalten. Von all den fraglichen Vorkommen ist später nie mehr die Rede.

Spuren von Gold freilich fremder Herkunft wurden aber doch vor kurzem im Rheingau gefunden. Der Hobby-Geologe Mathias Borm aus Erbach hat aus Sandproben vom Rheinufer bei Assmannshausen Goldflitter ausgewaschen, winzig klein und sehr selten, in fünf Eimern gesiebten Sandes gerade mal zehn Blättchen.

Nun ist „Waschgold“ im Rhein oberhalb von Nierstein nichts Besonderes, doch ist unterhalb davon („Goldgrund“) niemals Goldwäscherei bekannt geworden. Die Flitter werden nämlich rheinabwärts immer kleiner; allein von der goldliefernden Aare bis zum Oberrhein nimmt ihr Durchmesser auf ein Fünftel ab.⁸ Im Rheingau hat die Suche bestenfalls ideellen Wert, und oberhalb des Binger Loches ist sie überhaupt nicht mehr sinnvoll, denn da beherrscht rechtsrheinisch die „Mainfahne“ den Strom.

Hinweise auf Vorkommen von Silber im Rheingau sind teilweise ebenso vage wie die auf Gold. Ungeklärt ist der Ursprung des Namens „Silbergrube“ für eine Anhöhe und eine Gaststätte („Hubertushof“) über Lorchhausen. Die verdächtige Lagebezeichnung hat tatsächlich nach dem Zweiten Weltkrieg ein Ehepaar aus Lorchhausen dazu animiert, auf dem Berg nach Silber zu graben. Obgleich die Wünschelrute „Erz anzeigte“, fand sich nichts, doch die Nachbarn witzelten über das neue „Bergwerk“.

Zwischen dem 14. und 25. April 1784 bereiste der Hanauer Kammerrat Freiherr Waitz von Eichen als Sachverständiger für Bodenschätze und im Auftrag des Mainzer Landesherrn den Rheingau. Er sollte die in Arbeit befindlichen Versuchsbergwerke begutachten. Sein Bericht ist erhalten.⁹ In einem Stollen, der im „Schmiedewald“ bei Presberg 26 m tief auf Steinkohle (!) vorgetrieben wurde, stieß man zwar nicht auf die erhoffte Kohle. In Quarzgängen kamen aber Spuren von Kupferkies zu Tage, bei weiterem Vortrieb soll auch ein Silber führender Quarzgang gequert worden sein. In einem Promemoria des Hofkammerrats Koenig von 1784 heißt es, im Stollen am „Schmitwald“ habe man die Hoffnung auf Steinkohlen aufgeben müssen, indes habe sich ein Silber und Kupfer enthaltender Quarz eingefunden, daher der Stollen „nach Herrn von Waitz' Vorschrift mit zwei Mann fortgesetzt werde“.¹⁰ Der Schmitwald ist ein Waldstück nördlich von Presberg am Nordhang des Hüttentals, das vom Weißenturm nach Nordwesten zur Wisper zieht. Von einem echten Bergwerk ist auch hier nie wieder die Rede. Die Stelle ist dennoch geologisch von Interesse, weil sich im Engelhäuser Graben, der an dieser Stelle in das Hüttental mündet, ein mit Basaltlava und Tuff gefüllter Vulkanschlot aus der Tertiärzeit befindet.¹¹

Nur am Silberberg unweit Assmannshausens ist Silbererz tatsächlich nachweisbar, und es wurde auch bergmännisch gewonnen. Im Jahre 1437 verlieh Erzbischof Diederich I. Schenk zu Erbach ein Bergwerk zu Hasenmannshausen an einen Croften von Diefach und Wenzen Swenkenstein und ihre Erben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es das Bergwerk, auf das dann 1853 die Blei-Silbererzgrube „Silberberg“ an Schultheiß Ebel aus Münster verliehen wurde.

Gegenstand des Bergbaus ist hier ein Quarzgang mit eingeschlossenen Kristallaggregaten von silberhaltigem Bleiglanz. Ebel hat zwischen 1851 und 1853 den alten Bau aufwältigen lassen und auf einer Gesenksohle den Vortrieb fortgesetzt. Das Stollenmundloch befand sich im „Heckenstück“ des Christian Größer aus Assmannshausen. Nach dem damaligen Bescheid der Herzoglichen Bergmeisterei zu Diez vom 27. April 1853 waren Bergbauarbeiten in den wertvollen Weinbergen nur im Einvernehmen mit den Grundeigentümern gestattet, und etwaige Aufschlussarbeiten unter der Rheinsohle (!) blieben mit Rücksicht auf die Assmannshäuser Thermalquellen (s.u.) ohne ausdrückliche Genehmigung der Bergmeisterei untersagt.¹² 1896 ließ ein auswärtiges Unternehmen wochenlang das alte Bergwerk durchforschen. Der Erfolg blieb aber anscheinend aus.¹³

Beim Bau des Klärwerks am „Nussbaum“ unterhalb Assmannshausen wurde 1985 ein unbekannter Bergwerksstollen angefahren. Vom Ufer bei Rhein-Kilometer 533,7 zog er leicht ansteigend in Südostrichtung gegen den Fuß des Berganges, war aber vom Eintritt in die Felswand an verschüttet. Der Gang wurde mit Beton verschlossen, und so blieb leider ungeklärt, inwieweit er mit dem alten Bergwerk in Verbindung zu bringen ist.

Dessen Stollenmundloch liegt rund 220 m über NN, etwa 140 m über dem Rheinspiegel. Der Stollen richtet sich wie das Streichen des Gebirges und des steil stehenden Quarzanges nach Ostnordost. Die Quarzgangmächtigkeit wechselt stark. Sie kann 8 m erreichen. Das Nebengestein ist Quarzit mit Tonschieferlagen.¹⁴ Nach rund 30 m endet der Stollen im Berg, ein saigerer Blindschacht von rund 2 m im Quadrat, so breit wie der Stollen, führt 25 m in die Tiefe: Er kann so zur tödlichen Falle für jeden eindringenden Abenteurer werden.

Bei Aufnahme des geologischen Blattes Presberg fanden sich beim Stolleneingang schon an der Oberfläche Quarzblöcke mit Bleiglanzkristallen (Abb. 1). Solche hatten wohl schon im Mittelalter zur Entdeckung des Vorkommens geführt. Das Gebiet um die Quarzfelsen wurde bei der Weinbergsflurbereinigung stark verändert (Abb. 2). Dennoch



Abb. 1: Zuckerkörniger weißer Quarz mit Bleiglanz vom Silberberg.



Abb. 2: Blick zum Silberberg bei Assmannshausen. In der bewaldeten Felsrippe am Rand der Weinberge in der linken Bildhälfte lag das Stollenmundloch der Bleisilbergrube. Aufnahme z.Z. der Flurbereinigung.



Abb. 3: Blick in den 25-m-Blindschacht im steil stehenden Quarzgang.

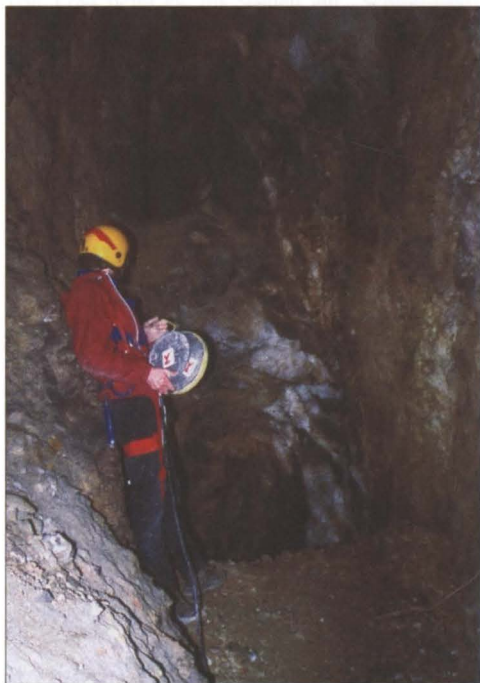


Abb. 4: Auch in der Tiefe steht weißer Gangquarz mit Bleisilbererz zwischen grauem bis braunem Quarzit an.

konnte man jahrelang noch Quarzbrocken mit Erz am Rand der Weinberge finden. Im Berg selbst ist der Quarz teilweise derb, teilweise reinweiß und zuckerkörnig. Schon in den Akten von 1853 wird die Bedeutung dieses sehr reinen Quarzes höher eingeschätzt als die des Bleierzes, und die Arbeiten von 1896 galten vermutlich eher diesem Quarz als dem Erz.

Die Schachtsohle in 25 m Tiefe ist hallenartig erweitert, es ist das Ergebnis der Vortriebsarbeit Ebels von 1853. Hier steht weißer Quarz an mit großen Bleiglanzaggregaten, die teilweise recht weit voneinander in der Gangart (Quarz) eingeschlossen sind (Abb. 3 u. 4). Ein schmaler Durchlass führt vom Schacht aus zu einem seitlich versetzten, wesentlich engeren Schacht, der weiter in die Tiefe führt, jedoch verfüllt ist. Tiefe und mögliche Verbindung Richtung Rhein sind unbekannt. Der Silbergehalt des Bleiglanzes wurde in mehreren Proben ermittelt: Maximal 190 g Silber pro t Bleierz.¹⁵

Fast 500 m oberhalb des Klärwerks am Nussbaum steht das turmartige ehemalige „Kurhaus“ von Assmannshausen. Es gibt etwa den Bereich an, in dem mindestens seit 1489 Thermalquellen beobachtet und genutzt wurden. Aus Berichten des 15. bis 17. Jahrhunderts ist zu entnehmen, dass diese warmen Quellen primär im Rhein lagen, was sie schwer zugänglich machte. Nachdem 1705 der Rutengänger Fährnel vergeblich versucht hatte, den vermuteten Ursprung des Wassers auf dem Ufer, am Berghang, aufzuspüren und man auch den Plan aufgegeben hatte, einen Stollen zum Hang hin zu graben, um das Wasser abzufangen, wurde Quelle „2“ weit draußen, 30 m vom Ufer entfernt, in einem hölzernen Rahmen gefasst.¹⁶ Damit man trockenen Fußes an die Fassung heran käme, wurde ein Stein-damm vom Land zum Brunnen angelegt. Hinter dem Damm, das war ausdrücklich erwünscht, solle sich ein „Woog“ bilden und sich „Grund“ ansetzen. Anno 1800 war dieses „Baad“ (Abb. 5) aber nur noch ein Steinhäufen und wurde versteigert. Um 1830 war die Fläche zwischen Damm und Ufer infolge Anschwemmung tatsächlich zu einer sumpfigen Wiese verlandet. In ihr gab es selbst bei Schnee und Eis und zugefro-



Abb. 5: Ausschnitt aus der Rheingaukarte aus der Zeit Johann Friedrich Carl v. Osteins (1743–1763). Vor Assmannshausen der Steindamm, der zur warmen Quelle im Rhein hin führte.

renem Rhein eine offene Stelle, in der Wasser aufquoll. Wo einst die alte Holzfassung gestanden hatte, grub man 1842 einen Schacht bis auf den Schieferfelsen, an einer Seite grenzte er an Rheinkies: Hier stand man an einem alten Rheinferrand.¹⁷

Der einstige Damm und die dahinter verlandete Fläche erklären die heutige Ausbuchtung des Ufers gegen den Rhein hin und die merkwürdige Kurve der B 42 um den Turm des Thomas-Morus-Hauses herum, die im Laufe der Jahre mehr und mehr entschärft wurde. Im Turm befindet sich die 1872-1876 neu gefasste uralte Quelle.

Was aber hat das Thermalwasser mit dem Silberbergwerk zu tun? In den Quellenakten des 18. Jahrhunderts findet sich nicht nur ein sehr aufschlussreicher Lageplan, auch sind den Unterlagen Proben von Bleierz beigegeben. Sie sind noch heute vorhanden.¹⁸ Man stieß auf das Erz, als man das Thermalwasser zu fassen versuchte. Geologisch gesehen kein Wunder, liegt doch das Quellgebiet gerade in der südwestlichen Streichrichtung des erzhaltigen Quarzanges.

Anmerkungen

1 KIRNBAUER, T. & SKERSTUPP, B. (2000): Gold im Taunus. In: Gold in Deutschland und Österreich. Museum-H. Waldeck-Frankenberg, 21; Korbach.

2 Dr. med. P.J. Gergens aus Mainz. An der Versammlung 1843 nahm auch sein Sohn Raimund Gergens teil, Gutsbesitzer aus Geisenheim. Beiden kommt das Verdienst zu, am Rotenberg erstmals fossile Austern gefunden zu haben.

3 HstAW 102/363. Johann Friedrich von Pfeiffer war Professor der Kameralwissenschaften an der Universität Mainz und ab 1784 Vorsitzender der Kurfürstlichen Bergwerks- und Mineralbrunnenkommission.

4 1 Loth = ca. 16 g.

5 HstAW 101/496.

6 Die Marx- oder Laurahütte, Bauernhof mit zeitweiliger Gastwirtschaft, liegt gegenüber der Lochmühle im Walluftal.

7 KÜMMERLE, E. (2006): Waldaffa – Waldwasser.- Jb. Rheingau-Taunus-Kreis, 58. Jg.für 2007; Bad Schwalbach.

8 LEPPER, C. (1980): Die Goldwäscherei am Rhein. Geschichte und Technik, Münzen und Medaillen aus Rheingold.- Gesch.-bl. Kreis Bergstr., Sonderbd. 3; Heppenheim.

9 HstAW 102/363.

10 Bayer. Staatsarchiv Würzburg MRA K 254.

11 EHRENBURG, K.-H., KUPFAHL, H.-G. & KÜMMERLE, E. (1968): Geologische Karte von Hessen 1: 25000, Bl. 5913 Presberg, 2. A., m. Erl.; Wiesbaden.

12 STEIN, C. A. (1853): Bericht an das Herzoglich-Nassauische Staats-Ministerium.- Archiv HLUG, Bl. 5913/1; Diez.

13 GASTELL, F. (1944-1977): Chronik von Assmannshausen a. Rh.-Manuskript.

14 s. Anm. 11.

15 s. Anm. 11.

16 s. Anm. 13.

17 s. Anm. 13

18 HstAW 102/252

Buchbesprechungen

Peter Oppitz „**Das Geheimnis der Varusschlacht**“ (128 Seiten, 4 Abb.) erschien im „Zagara-Verlag“, Kellheim, (ISBN: 3-00-019973-X) und kostet im Buchhandel oder beim Verlag EUR 9,80, für Direktbestellungen: zagara-verlag@ngi.de.

Eine aufgeregte Diskussion hat nun auch unsere Region erreicht: Fand die Varusschlacht in Kalkriese bei Osnabrück statt? Bekanntlich kämpfte Herrmann der Cherusker im Jahr 9 n. Chr. im Teutoburger Wald gegen die Römer und besiegte sie. Fast 2000 Jahre liegt das Ereignis zurück und noch immer ist der Platz dieses Kampfes ungewiss.

Ganz neu ist ein kleines Buch von Peter Oppitz erschienen, das dieses „Geheimnis der Varusschlacht“ auflöst und einen überzeugenden Vorschlag macht. Die Bestätigung durch Althistoriker und Archäologen steht noch aus, aber die ist für einen privaten Forscher nur sehr schwer zu erhalten. Niemand konnte dem Autor solche Fragen beantworten, z.B.: Wie konnte der 27 Jahre junge Arminius das Vertrauen der viel älteren Cheruskerhäuptlinge gewinnen, um eine Truppe von mindestens 40.000 Germanenkrieger in den Kampf gegen etwa 20.000 Legionäre zu führen? Stimmen die römischen Texte oder haben wir in der Schule eine Geschichtsfälschung gelernt? Der Autor führte aktuelle Ausgrabungsberichte von Archäologen, logistische Sachzwänge der römischen Legionen und modernes Textverständnis von Tacitus, Paterculus usw. zu einer neuen Sichtweise zusammen.

Er findet den Ort am Oberlauf der Lippe. Noch wichtiger ist seine Antwort, warum die Römer aus dem Ablauf des Kampfes ein Geheimnis machten.

Dieses Stück unserer Geschichte ist flott zu lesen und an Hand vieler Anmerkungen nachzuvollziehen.

Für die Redaktion
Paul Claus

Daunke, Manfred „**Die nassauisch-preußische Weinbaudomäne im Rheingau**“ 1806–1918 (Geschichtliche Landeskunde Bd. 63), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006, XIV u. 280 S., geb. (ISBN 3-515-08934-9).

Weit über den Kreis der an der Geschichte des Rheingaus Interessierten hinaus dürfte die Ende 2006 erschienene Doktor-Dissertation Manfred Daunkes Beachtung finden, ist doch die darin behandelte Geschichte der heutigen Hessischen Staatsweingüter Kloster Eberbach diejenige des nach wie vor größten deutschen Weinguts (die bewirtschaftete Fläche wird nur von einer Reihe von Winzergenossenschaften in anderen Anbaugebieten übertroffen).

Daunke beleuchtet die Phase, in der das ehem. Zisterziensergut zunächst von 1806 bis 1866 Domäne der nassauischen Herzöge und dann bis 1918 des preußischen Königs war. Auf der Grundlage der im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden verwahrten Akten dieser Zeit und auf dem Hintergrund seiner eigenen beruflichen Erfahrungen als langjähriger Marketing- und Vertriebsleiter in der Wein- und Spirituosenbranche legt der Verfasser eine wirtschaftshistorische Untersuchung vor, die sich im Wesentlichen auf betriebswirtschaftliche Aspekte konzentriert.

Von grundlegender Bedeutung ist hierfür die Frage des Besitzes der Domäne, die der nassauische Herzog als persönliches Eigentum betrachtete, was ihm jedoch vom Landtag bestritten wurde. Die Auseinandersetzung darüber führte zum nassauischen Domänenstreit, der 1831 in der Umbildung der beiden Kammern des Landtags durch den Herzog gipfelte, aber letztlich ohne Ergebnis bis zum Ende des Herzogtums 1866 blieb. Blickt man auf die Verhältnisse im ehem. Großherzogtum Baden, wo ebenfalls Eigentumsverhältnisse ungeklärt blieben, auf

welche die Stuttgarter Landesregierung stieß, als sie im Jahre 2006 die heute in Karlsruhe verwahrten Handschriften des Klosters Reichenau verkaufen wollte, so wird man allerdings den Domänenstreit keinesfalls als „nassauische Besonderheit“ bewerten können. Im 19. Jahrhundert war nicht nur in Hessen-Nassau umstritten, was fürstliches Haus- oder Kammergut und damit Privatbesitz des Herrschers sei und was als „fiskalisches Gut“ in öffentlichem Besitz war. In Preußen war dies allerdings klar geregelt, und so war ab 1866 die Domäne unzweifelhafter Staatsbesitz.

Die unklaren Besitzverhältnisse zur nassauischen Zeit bewertet Daunke hingegen nicht als Hindernis für die Entwicklung der Weinbaudomäne zu einem Spitzenbetrieb. Im Gegenteil: Seine These ist, dass der Herzog, weil er sie als Privatbesitz betrachtete, sie auch wie ein Privatunternehmen führte und deshalb dem jeweiligen leitenden Beamten an ihrer Spitze größte Freiheiten ließ, womit eine wesentliche Voraussetzung für ein erfolgreiches Management gegeben war.

Im Zeitraum eines Jahrhunderts, von 1818 bis 1918, hatte die Domäne nur drei Betriebsleiter: Reinhard Köpp (bis 1864), Theodor Vietor (1866–1879) und Andreas Czéh (1880–1918), ein gebürtiger Ungar und zuvor zehn Jahre Leiter des Metternichschen Weinguts auf Schloss Johannisberg. Köpp und Czéh werden von Daunke als sehr fähige Manager portraitiert. Einzig Vietor stellt er als eine „wenig unternehmerisch veranlagte Persönlichkeit“ vor. Hier scheint mir freilich zu wenig berücksichtigt, dass er es war, der als erster mit den neuen preußischen Herren klarkommen und den Übergang bewerkstelligen musste. Die sicher gegenüber seinem Vorgänger und Förderer festzustellende geringere Initiative hat ihren Grund gewiss auch in seiner angegriffenen Gesundheit. Indes aus der in den Akten belegten ärztlichen Diagnose einer Leberschwellung auf den reichlichen Weinkonsum des Weinbauchefs schließen zu wollen, ist gewagt; Folge der Leberzirrhose, deren Ursache Alkoholmissbrauch sein kann, aber nicht sein muss, ist nämlich im Gegenteil eine Schrumpfung des Organs, während eine Fettleber verschiedenste Ursache haben kann, z.B. den im 19. Jahrhundert nicht behandelbaren Diabetes.

Die Markt- und Preisführerschaft der Domäne, welche diese im 19. Jahrhundert nicht nur im Rheingau und in Deutschland, sondern weit darüber hinaus innehatte, sieht Daunke insbesondere dadurch begründet, dass ihre Großflächigkeit eine Bewirtschaftung mit äußerster Effizienz und hoher Produktivität ermöglichte, die von den Betriebsleitern Köpp und Czéh energisch vorangetrieben wurde. Konsequenz späte Lese ermöglichte oftmals imageträchtige Trockenbeerenauslesen in Stückfassmenge. Bei kellertechnischen Neuerungen wie der Erwärmung der Gärräume war man Vorreiter (der vordergründig merkwürdige Unterschied zum heutigen Bemühen um eine möglichst temperaturgezügelter Gärung ist bedingt durch die in kühlen Kellerräumen liegenden Holzfässer als Gärbinde). Beim Einsatz mineralischer Dünger gingen man zurückhaltend, denn es fiel, was bei Daunke nicht deutlich genug hervorgehoben wird, offensichtlich bald auf, dass dabei die Lockerung des Bodens durch die verrottenen Bestandteile des Naturdüngers ausfiel (S. 99: „wo mit concentriertem Dünger gedüngt worden ist, <sei> der Boden schwerer zu bearbeiten“). Innovativ war die Domäne auch bei der Vermarktung. Nach unbefriedigenden frühen Versuchen mit der Flaschenweinvermarktung (1826–1828) blieb man das ganze 19. Jahrhundert bei den z. B. noch heute von den Hospices de Beaune in Burgund praktizierten Weinversteigerungen im Stückfass, die immer mehr zum gesellschaftlichen Ereignis wurden. Das Garantieproblem der unverfälschten Abfüllung durch den Steigerer löste man ab 1885 mit dem Angebot, ersteigerte Weine, die einen bestimmten Mindestpreis erbracht hatten, weiter im Domänenkeller zu lagern und später selbst abzufüllen, wobei sie mit Korkbrand, Siegel und Etikett der Domäne ausgestattet wurden. Dieses Angebot einer Originalabfüllung erwies sich zugleich als hervorragende Marketingidee. Eine andere war die des „Hut ab“-Weines von 1904 (S. 211), was auf Ausrufe begeisterter Versteigerungsteilnehmer zurückging (und mir eine stimmigere Idee zu sein scheint als der den alten Cabinetbegriff vollends verballhornende „Kabinett-Champion“, den die Domäne seit einigen Jahren kürt).

In vielfacher Weise wirkte die Domäne, wie Danke betont, als Vorbild. Die Frage indes, wie und wo ein Ausnahmebetrieb kein Vorbild sein kann, wird nicht gestellt. Viele Neuerungen außen- oder kellerwirtschaftlicher Art, einzelnes von dem, was man heute Marketingideen nennt, konnte man sicher nachahmen. Bei Effizienzsteigerungen, wie sie allein auf der Basis der schier Größe der Domäne zu erzielen waren, fand ihre Vorbildfunktion jedoch eine Grenze – und genau diese sind es, warum sie heute, nachdem eine Phase massiver (allerdings auch überfälliger) Investitionen begonnen hat, durchaus auch gefürchtet ist. Der Aspekt der Domäne als Konkurrenzunternehmen im Rheingau bleibt in Dankes Studie hingegen weitgehend ausgespart.

Auch wenn die Übertragung moderner betriebswirtschaftlicher Kategorien auf eine frühere Zeit sehr anregend ist, wirkt doch manches an seiner Betrachtungsweise etwas fremd. Um nur ein Beispiel zu nennen: Mehrfach spricht der Verfasser von einem „Mediaplan“ der Domäne (S. 105, 199, 202f) und meint damit die Liste der Zeitungen, in denen man die Versteigerungen im In- und Ausland annoncierte. Das modische Wort verdeckt etwas die Tatsache, dass diese Liste in bürokratischer Weise über die Generaldomänendirektion dem Staatsministerium vorzulegen war. Der Erfolg der Domäne wurde nämlich innerhalb eines funktionierenden Beamtenapparats erzielt. Die Geschichte der Domäne auch im Rahmen der Entwicklung von Verwaltung und Beamtentum im 19. Jahrhundert zu analysieren, wäre in Ergänzung zu den Analysen Dankes die letztlich historisch angemessenere Perspektive gewesen. Sie einzuordnen in die Geschichte der wirtschaftlichen Konjunktur bleibt ein zusätzliches Desiderat. Auch die Patronage, mit der damals solche Betriebe wie die Domäne geführt wurden – S. 101 erwähnt sind die Wohnhäuser, die für die Weinbergarbeiter gekauft wurden – kommt unter vornehmlich betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht recht in den Blick, widerspricht sie doch geradezu.

Die im „Kritischen Nachtrag: Das Umfeld der Weinbaudomäne heute“ geäußerten Ansichten des Verfassers wird man nicht in jeder Hinsicht teilen müssen. Vor allem der Vorwurf, zu wenig auf das

Marketing bedacht (gewesen) zu sein, sollte unter zeithistorischer Perspektive nochmals geprüft werden, hatte doch gerade die Domäne von 1966 bis 1990 mit Hans Ambrosi einen geradezu „marketingversessenen“ Direktor.

Nichtsdestotrotz: Man lernt viel aus der flüssig geschriebenen Studie Dankes, die eines der wichtigsten weinhistorischen Werke der letzten Jahrzehnte darstellt und die deutsche Weingeschichtsschreibung ein gutes Stück voranbringt.

Die folgenden Hinweise schmälern dabei das Verdienst des Autors nicht:

S. 70 fehlt zur Angabe, 1890 seien bei den Inthronisierungsfeierlichkeiten des ehem. nassauischen Herzogs als Großherzog von Luxemburg Domänenweine gereicht worden, die 1866, bevor die Preußen kamen, in Sicherheit gebracht wurden, leider jeder Quellenbeleg.

S. 91: Eisweine waren nicht „in größerem Umfang schon 1875 bekannt“. Der erste Eiswein wurde 1835 vom Hofkeller in Würzburg gelesen (vgl. J. Dornfeld, Die Wein- und Obstproduzenten Deutschlands, Stuttgart-Tübingen 1852, S. 291), der nächste dann auf Schloss Johannisberg 1858, wo man lediglich 1890 einen weiteren Eiswein einbringen konnte.

S. 101: Die Spätlese konnte sich in Deutschland nicht „erst im 18. Jahrhundert durchsetzen“. Nach der zufälligen Entdeckung des Werts der späten Lese auf Schloss Johannisberg im Jahre 1775 wurden dort weitere „Ausbruchweine“ 1779, 81, 88, 91 und 94 gewonnen. Im Rheingau setzte sich die späte Lese erst im 19. Jahrhundert durch – und zwar zögerlich. Spätlese, Auslese und Ausbruch bildeten dabei, anders als S. 123 zu lesen, keine distinkten Qualitätsstufen.

S. 124: Der 1834 geschaffene Deutsche Zollverein förderte zwar den Handel nachhaltig, aber nicht im „deutschen Staatsgebiet“. Der Zollverein schuf ein solches nicht. Der Deutsche Bund bestand damals noch aus 38 souveränen Staaten.

S. 113: In einem geringen Jahr wie 1902, mit dem die Leitung der Domäne unzufrieden war, kann unter den damaligen kellertechnischen Bedingungen keinesfalls von irgendeiner „Restsüße“ im Wein die Rede sein.

Die Entscheidung für eine bestimmte Form der Orthographie ist nicht konsequent getroffen; zur vom Verfasser meist gebrauchten „alten“ Rechtschreibung passt die „Dampfschiffahrtsgesellschaft“ (S. 196) nicht. Ansonsten ist die Drucklegung aber vorbildlich.

Nützlich gewesen wären Tabellen der historischen Hohl- und Flächenmaße in Nassau und Preußen und zum System der Währungsumrechnung, hilfreich ein Zitationssystem, bei dem den gedruckten Quellen jeweils die Jahreszahl der Erscheinung beigegeben worden wäre.

Positiv hervorzuheben ist das den Band abschließende Orts- und Personenregister.

Hans Reinhard Seeliger

Johannisberg im Rheingau – Menschen, Bilder, Traditionen – Ein Streifzug durch die Johannisberger Geschichte, *hrsg. vom Förderkreis Weindorf Johannisberg e. V.*, Johannisberg 2006, Preis: 15,90 EURO.

Aus Anlass seines 20-jährigen Bestehens hat der Förderkreis Weindorf Johannisberg e.V. eine neue Monographie zur Geschichte und Kultur der altehrwürdigen Rheingauer Siedlung auf dem „Bischofsberg“ herausgegeben. Das Konzept stammt vom Vorsitzenden des Förderkreises Rudolf Edinger und von der Leiterin des Dorfarchivs Ilona Kroganski. Vier ehrenamtliche Mitarbeiter haben sich zur Redaktion unter Leitung von Rudolf Edinger zusammengefunden. Das Buch wendet sich nicht nur an Johannisberger, sondern will „für möglichst viele Menschen interessant“ sein. Gefördert wurde die Schrift u.a. von der NASPA-Stiftung „Initiative und Leistung“.

Gegliedert ist das 282 Seiten umfassende Werk in die Kapitel „Historisches – Menschen – Gebäude – Weinbautradition – Dorfleben – Denkmäler, Brunnen, Bildstöcke, Wegekreuze – Traditionelles – Johannisberg zu Fuß entdecken – Dorfarchiv – Statistik“ und teilt sich dann auf in rund hundert Abschnitte oder Einzelthemen, die fast zur Hälfte Rudolf Edinger mit imponierendem Arbeitsaufwand verfasst hat.

Am Anfang steht eine geschichtliche Datenübersicht von 4500 v. Chr. bis 2007 (!) und eine Zusammenstellung der archäologischen Funde in der Gemarkung Johannisberg. Ein langes Kapitel behandelt die komplizierte Geschichte der „Mühlen am Elsterbach“ (Rudolf Edinger). Josef Staab hat vier Aufsätze aus dem RHEINGAU FORUM beigegeben: „Das Weingut der Abtei Brauweiler“, „Die Säkularisation von Schloss Johannisberg“, „Der Weinzehnte von Schloss Johannisberg“ und „Johanniswein – Die Weinsegnung am 27. Dezember“. Hermann Trabert befasst sich ausführlich mit den „Villen in Johannisberg“, Barbara Burkardt mit der „Burg Schwarzenstein“. Ein Beitrag über das „Kurhaus und Kloster der Benediktinerinnen“ stammt von Rudolf Edinger und Wilhelm Geberth, und Walter Hell ist mit mehreren Arbeiten über die Wahlen und das politische Leben im Dritten Reich dabei. Das Kapitel „Menschen“ bietet 29 Kurzbiographien von Persönlichkeiten, „deren Name mit dem Ort Johannisberg verbunden wurde oder wird“, darunter als ersten den Abt des Klosters Johannisberg Konrad von Rodenberg (+1486) und als letzten Theodor Speth (+2004), den letzten Bürgermeister der selbständigen Gemeinde Johannisberg. Sehr informativ für jeden, der mit offenen Augen und Interesse für seine Umgebung durch die Gemarkung streift, ist ferner die Zusammenstellung der „Denkmäler, Brunnen, Bildstöcke und Wegekreuze“. Beiträge über Trachten, Feste und Bräuche, über das 1993 gegründete Dorfarchiv und statistische Informationen mit Listen von Bürgern (seit 1373), Schulheißern und Pfarrern schließen den vielseitigen Band ab.

Der Inhalt ist naturgemäß zu weiten Teilen geschöpft aus dem 1977 erschienenen grundlegenden Werk „Johannisberg im Rheingau – Eine Kloster-, Dorf-, Schloß- und Weinchronik“ von Wolf-Heino Struck, dem ehemaligen Leiter des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden. Der nun vorgelegte „Streifzug durch die Johannisberger Geschichte“ geht aber darüber hinaus, indem neue Themen angesprochen und vor allem Entwicklungen der letzten 30 Jahre aufgegriffen bzw. bis in unsere Tage fortgeschrieben werden.

Wenn im Vorwort auch betont wird, dass sich das Buch an möglichst viele Menschen wende, und

man – nach mündlicher Auskunft – deshalb auf einen ausführlichen Anmerkungsapparat und Literaturnachweis verzichtet habe, so hätte sich der „praktizierende“ Heimatforscher doch ein gewisses gleichmäßiges Fundament an Quellenangaben gewünscht, das durchaus dezent in kleinerem Druck am Ende der Kapitel seinen Platz hätte finden können, ohne den „Nur-Leser“ abzuschrecken, wie es Wolf-Heino Struck in seinem Johannisberg-Buch vorbildlich geleistet hat. (Das Buch ist übrigens ebenso wie die Geisenheimer Stadtgeschichte vom selben Verfasser im Rathaus Geisenheim immer noch zu bekommen.)

Gerade wenn Texte wörtlich wiedergegeben und Fotos übernommen werden, wie beispielsweise in den Kapiteln „Menschen“ und „Denkmäler ...“, die sich weitgehend auf die Bände 2 und 6 der „Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim“ von Paul Claus stützen, wirkt ein summarischer Literaturhinweis doch etwas knapp. Auch mit manchen anderen Angaben kann der Benutzer wenig an-

fangen (Beispiel S. 232: „Beiträge zur Weinkultur – Diverse Bände“ oder S. 106: „Div. Artikel im Rheingau Forum“). Der Respekt vor der Leistung, dem geistigen Eigentum und nicht zuletzt das Urheberrecht gebieten es, dass wir die Quellen unseres Wissens exakt und „adressatenfreundlich“ offenlegen. Das A und O zuverlässigen Wissens ist die Überprüfbarkeit der mitgeteilten Informationen. Wertvolle Hinweise zu diesem Thema findet man neuerdings sogar im Internet unter „Wikipedia: Quellenangaben“.

Trotz der hier vorgetragenen kritischen Anmerkungen stellt das Buch eine beachtliche Leistung der örtlichen Heimatforscher dar. Es ist alles in allem eine Bereicherung unseres aktuellen historischen Wissens und jedem Freund Johannisbergs, seiner Geschichte und seines gegenwärtigen Erscheinungsbildes zu empfehlen.

Manfred Laufs

Berichtigung und Ergänzung

Im Beitrag „Bildhauer und ihre Arbeiten im Rheingau: Karl Matthäus Winter“ in Ausgabe Nr. 1/2007, sind durch die stichwortartige Darstellung seines Werdeganges im zweiten Abschnitt auf Seite 23 und Seite 24 oben einige Fehler unterlaufen, die wir mit folgendem Text richtigstellen wollen:

Frau Winter arbeitet als Gold- und Silberschmiedin und begleitet seine Arbeiten.

Noch in der Studienzeit schnitzte er für die St. Kunibertkirche in Köln eine Außentüre aus Eichenholz. (1955)

Nach der Selbstständigkeit (1957) folgten für St. Ursula sechs große Bronzeleuchter und ein Stehkreuz aus Silber und Elfenbein. Das Dach des gotischen Chores erhielt eine Firstbekrönung aus Kupfer. (1960–64)

Eine besonders schöne Aufgabe war das Bronzeportal für die Grabeskirche des Albertus Magnus, St. Andreas. (1962)

Für Groß St. Martin kam Jahre später der Auftrag zu einem Taufbrunnendeckel aus Bronze und einem Tabernakel aus Zinn mit zwölf Apostelfiguren aus Elfenbein. (1984–89)

Es war Karl M. Winter eine besondere Freude für die romanischen Kirchen Kölns tätig zu sein. Das empfahl ihn auch für die romanische Doppelkirche in Schwarz-

Rheindorf gegenüber Bonn, hier entstand u.a. ein neuer Altar, ein Ambo und eine Tabernakelstele aus „Perisich-Travertin“ sowie ein Epitaph aus „Basalt-Lava“ und eine Pieta aus Nussbaumholz. (1997–2000)

Die freistehende Figur des Hl. Nepomuk wurde aus Wirbelauer-Marmor gefertigt. (1966)

In Mainz-Kastel war Karl M. Winter als Bildhauer in der St. Georgskirche tätig.

Zur Zeit arbeitet K.M. Winter für Eltville an einer Figurengruppe des Hl. Martin für den Kirchplatz.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, daß auf Seite 24 unten rechts die beiden lateinischen Zeilen Fehler enthalten und richtigerweise wie folgt lauten:

„Fons hortorum, puteus aquarum viventium, quae fluunt impetu de montibus.“

In der deutschen Übersetzung muß es statt ungetüm, ungestüm heißen.

Auf Seite 25 rechts unten muß es „und den dazu passenden Ambo“ heißen.

Wir bitten um Entschuldigung.

*Für die Redaktion:
Paul Claus*

LIVE-MUSIK HAT IN SCHLOSS VOLLRADS TRADITION!

Besuchen Sie unsere Hofterrasse

... und genießen Sie Vollradser Weine
und das Speisenangebot unserer
Gastronomie (Selbstbedienung)

Eröffnung der Hofterrassen-Saison

Samstag, 31. März 2007,
11.00 Uhr (ohne Musik)

Jazz auf der Hofterrasse

Sonntag, 6. Mai/3. Juni/8. Juli 2007
jeweils von 12.00-15.00 Uhr
Eintritt frei!

Ende der Hofterrassen-Saison

Sonntag, 28. Oktober 2007,
11.00 Uhr (ohne Musik)

Anmeldung zu diesen Veranstaltungen
nicht erforderlich!

ÖFFNUNGSZEITEN HOFTERRASSE

Von 31. März bis 28. Oktober 2007:
samstags, sonntags und an Feiertagen
jeweils 11.00 - 19.00 Uhr

Schloss Vollrads

65375 Oestrich-Winkel
Telefon (0 67 23) 66 0
Telefax (0 67 23) 66 66

www.schlossvollrads.com

Absender:

Druckerei Wurm GmbH
Im Rad 20, 65197 Wiesbaden

PVSt, Deutsche Post AG,
Entgelt gezahlt, D20825



ERBSLÖH
Geisenheim

The Taste Scout

„6 Sinne für Ihren Erfolg“

Erbslöh ist der zuverlässige Partner in der Getränkebranche:
Ob Wein, Bier, Fruchtsaft oder Branntwein – auf dem Weg von der
Frucht in die Flasche sind wir der erfahrene Taste Scout mit 6 Sinnen
denn:

- ... wir hören zu.
- ... wir beobachten kontinuierlich die relevanten Märkte weltweit
- ... wir haben den „Riecher“ für die neuesten Trends.
- ... wir haben das „Feeling“ für die Verbraucher und ihre Ansprüche
- ... wir wissen, was zu tun ist, damit kein kleinster Makel
den Geschmack trübt.
- ... wir helfen unseren Partnern mit solidem Geschäftssinn,
ihre Ziele mit Gewinn zu erreichen.